

H1

Das Magazin der
Universität Bielefeld

Bandinterviews Seite 16
Sportfreunde Stiller und SDP

Lehre & Campus Seite 26
Im digitalen Seminarraum

Jenseits der Hörsäle Seite 40
Softball an der Universität Bielefeld



analog#digital

Mit Medien leben und arbeiten

OWL

braucht deinen

KOPF



10
JAHRE
STUDIENFONDS OWL

**Deutschland
STIPENDIUM**
Wir sind dabei

Bewerbungsstart:
15. März

Bewirb dich!

Du bist sozial engagiert und hast gute Noten? Du studierst oder planst dein Studium an der Universität Bielefeld, Universität Paderborn, Fachhochschule Bielefeld, Hochschule Ostwestfalen-Lippe oder Hochschule für Musik Detmold?

Dann wollen wir deinen Kopf! Anders gesagt: **Du hast die besten Chancen auf ein Deutschlandstipendium. Nutze sie und bewirb dich!** Es warten 300 Euro/Monat und ein umfassendes ideelles Förderprogramm mit Workshops, Unternehmensbesichtigungen u. v. m. auf dich.

Alle Informationen zur Online-Bewerbung findest du auf unserer Website:
www.studienfonds-owl.de/bewerbung

studien
fonds 

Stiftung Studienfonds OWL
Warburger Str. 100
33098 Paderborn
052 51 - 60 52 34

www.studienfonds-owl.de
info@studienfonds-owl.de

// INHALT

04 DIE REDAKTION

08 KURZ GEMELDET

09 ANALOG#DIGITAL

Aus alt mach digital 10 // Heute schon gelickt? 12 // Welches Emoji nutzt du am liebsten? 13 // Vom Fernsehen zum YouTube-Hit: Campus TV 14 // Radio aus Her(t)zblut seit fast 16 Jahren – das Campusradio Hertz 87.9 15 // „Wir sind oft analog unterwegs“ 16 // Der Technikaffine und der Oldschooler 17

18 LEHRE & CAMPUS

„Du bist ein Gedicht“ – Studierende gestalten Lyrik 18 // Ist ein Stipendium etwas für mich? 20

21 BAU-REPORT

Der Prozess des Entstehens 21 // Vom Stall zum Laborgebäude 22 // Fragen und Antworten 24

25 LEHRE & CAMPUS

Astrobiologie – ein Seminar wird zum Experiment 25 // Im digitalen Seminarraum 26 // „Ein Hörsaal heißt nicht ohne Grund ‚Hör’saal‘“ 28

29 BITTE PLATZ NEHMEN ...

Georgina Willms, Dozentin für Englisch im Fachsprachenzentrum

30 FORSCHUNG

Unendliche Aktenschränke und lernende Brillen 30 // Shitstorms, Snapchat, Tweets und Co. – wie soziale Medien die politische Kommunikation verändern 32

34 INTERNATIONALES

Beziehungsstatus: App-Beziehung 34 // Wie ist das Mensa-Essen im Ausland? 35

36 ALUMNI

Dr. Benjamin Müller, Biofidus AG

37 JENSEITS DER HÖRSÄLE

Relaxt durchs Netz 37 // FaKo, QuaKo, BeKo – und was Fachschaften sonst so machen 38 // Softball an der Universität Bielefeld 40

41 KULTUR

The English Drama Group presents ... 41 // Höhepunkte und Termine 42 // Impressum 42



09 ANALOG#DIGITAL
Mit Medien leben und arbeiten



16 SPORTFREUNDE STILLER
„Wir sind oft analog unterwegs“



26 LEHRE & CAMPUS
Im digitalen Seminarraum



40 JENSEITS DER HÖRSÄLE
Softball an der
Universität Bielefeld



Die Redaktion

Das H1 feiert mit dieser Ausgabe seinen 10. Geburtstag. Das Ziel des Magazins war es 2006 und ist es auch heute im Jahr 2016, ein umfangreiches Bild der Universität zu zeichnen: von den Menschen, die hier studieren und arbeiten, und von den Themen, die sie bewegen. Was viele nicht wissen: Die meisten Artikel im H1 schreiben Studierende. Das aktuelle Team stellt sich hier vor.



Foto: Norma Langohr

Linda Thomßen, Volontärin im Referat für Kommunikation

„Ideen, Eingebungen, Überraschungen – das H1 ist zwar zehn Jahre alt; für viele von uns, mich eingeschlossen, ist diese Ausgabe aber die Premiere. Das hält das H1 jung.“



Foto: Dirk Bogdanski

Kristina Meintrup, Doktorandin der Literaturwissenschaft

„Bei der Recherche zur visuellen Poesie fand ich es besonders toll, mit wie viel Freude und Kreativität meine Mitstudierenden ihre Ideen und Projekte umgesetzt haben.“





Foto: Linda Thomßen

Natalie Junghof, Interdisziplinäre Medienwissenschaft

” Beim Fotografieren der Studierenden von Campus TV habe ich mich an meine erste Moderation erinnert. Campus TV ist für die persönliche und berufliche Entwicklung eine tolle Bereicherung. Meine journalistischen Kenntnisse konnte ich auch bei der Mitarbeit am H1 ausweiten.“



Foto: privat

Nuray Hanım Atilla, Rechtswissenschaft

” Ich bin nie #offline.“



Foto: privat

Elena Werner, Germanistik und Politikwissenschaft

” Ich habe SDP beim Campusfestival interviewt und bin auch nachträglich total dankbar für die Chance – witzige Typen, die mich mit ihren kritischen Ansichten wirklich überrascht haben!“



Foto: privat

Marco Zaremba, Germanistik und Politikwissenschaft

” Der Medienwandel überkommt uns nicht einfach: Er wird jeden Tag aufs Neue vorangetrieben und gestaltet. Von uns und allen anderen kreativen Köpfen der Gesellschaft.“



Foto: Norma Langohr

Malin Stuckmann, Interdisziplinäre Medienwissenschaft

” Ich habe vorher nie darüber nachgedacht, welche Schwierigkeiten neue (soziale) Medien für ein Universitätsarchiv mit sich bringen – wie archiviert man beispielsweise am besten Kommentare unter einem Facebook-Post?“



Foto: privat

Vanessa Rolfmeier, Politikwissenschaft und Anglistik

” Die English Drama Group hat mich vor allem durch ihre Improvisationsfähigkeit beeindruckt. So wurde mir klar, dass ein wenig davon auch beim Schreiben nicht schadet.“



Foto: privat

Lisa Kottmann, Interdisziplinäre Medienwissenschaft

” Ich war bei der Recherche zu meinem Artikel über den RSB überrascht, dass Gehörlose mit speziellem Hörgerät noch zusätzliche Technik benötigen, um einer ganz normalen Vorlesung folgen zu können.“



Foto: Norma Langohr

Matthias Becker, Sozialwissenschaften und Anglistik

” Sowohl die Arbeit für das H1 als auch mein Thema ‚Astrobiologie‘ haben mein Interessengebiet erweitert. Beides werde ich auch in Zukunft verfolgen.“



Foto: privat

Janina Bergemann, Philosophie und Literaturwissenschaft

” Was ich im Alumni-Interview gelernt habe: Immer am Ball bleiben; dann kann man den Grundstein für die eigene Karriere schon während der Studienzeit legen.“



Foto: Norma Langohr

Yvonne Laudien, InterAmerikanische Studien

” Über die Evolution der Kommunikation: Brieftauben sind über 80 km/h schnell, mit Rückenwind sogar 170 km/h und trotzdem haben sie keine Chance gegen den Wanderfalken, der im Sturzflug 290 km/h erreicht.“



Foto: privat

Jan-Henrik Hnida, Geschichtswissenschaft, Evangelische Theologie & Ethik

” Digitalisierung gut und schön ... aber es geht doch nichts über einen Kaffee und die frisch gedruckte H1-Ausgabe!“



Foto: privat

Laura Märk, Interdisziplinäre Medienwissenschaft

” Mit meiner Smartwatch erkunde ich jeden versteckten Teil des Campus!“



Foto: privat

Jana Bremer, Interdisziplinäre Medienwissenschaft

„Das war eine spannende Aufgabe, für ein Printmedium einen Artikel über eLearning zu schreiben.“



Foto: Norma Langohr

Hannes Westermann, Germanistik und Geschichtswissenschaft

„Beim Softball konnte ich das, was man nur aus Filmen oder von Wii Sports kennt, mal selbst ausprobieren. So schwer ist es gar nicht, den Ball zu treffen.“



Foto: Norma Langohr

Mascha Stanzel, Politische Kommunikation

„Auf- und anregend ist die Arbeit für das H1: Interviews führen mit großen Bands oder einer interessanten Soziologin, die an unserer Universität lehrt. Das packt einen!“



Foto: Norma Langohr

Melanie Unger, Soziologie und Literaturwissenschaft

„Meine Recherchen zum Thema ‚Datenschutz im Internet‘ haben sicher ein Dutzend Geheimdienste beobachtet und sich kaputtgelacht.“



Foto: Norma Langohr

Katharina Knopke, Politische Kommunikation

„Auch wenn man selbst schon lange Fachschaftsarbeit macht, lernt man doch nie aus.“



Foto: Norma Langohr

Andreas Hermwille, Politikwissenschaft und Soziologie

„Ich konnte Einblicke in Projekte bekommen, die für mich bisher Science Fiction waren – aber am CITEC Realität werden.“

Mitmachen: Wer gerne schreibt, auf Menschen zugehen kann, Spaß an universitären Themen hat und viele gute Ideen mitbringt, sollte sich bewerben – wenn möglich mit Arbeitsproben an h1@uni-bielefeld.de.

// KURZ GEMELDET

Communicator-Preis für Professor Dr. Andreas Zick

Professor Dr. Andreas Zick, Leiter des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung (IKG) der Universität Bielefeld, hat den Communicator-Preis 2016 für seine besonders engagierte mediale und öffentliche Vermittlung von Forschungsergebnissen erhalten. Mit dem Communicator-Preis wollen die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit stärken. Der Preis ist mit 50.000 Euro dotiert. Das Geld hat Zick der Universitätsgesellschaft gespendet. ■



Das eigentliche Geschlecht rechtlich anerkennen

Professorin Dr. Angelika Epple hat in ihrer Eigenschaft als Prorektorin für Internationales und Diversität der Universität Bielefeld die Stuttgarter Erklärung unterschrieben. Die Stuttgarter Erklärung fordert im Wesentlichen für erwachsene Menschen das Recht ein, selbst über die Geschlechtszugehörigkeit und eventuelle medizinische Maßnahmen zur körperlichen Angleichung an die Geschlechtszugehörigkeit zu entscheiden. Die Erklärung kann hier unterzeichnet werden: www.die-erklaerung.de ■

Soziologie und Philosophie mit deutsch-italienischem Masterabschluss studieren

Die deutsch-italienische Hochschulkooperation zwischen Bielefeld und Bologna ist um zwei Studienprogramme erweitert worden. Neben dem Masterstudiengang Geschichtswissenschaft und dem Informatikstudiengang „Intelligente Systeme“ können nun auch Philosophie und Soziologie im Master zu einem Teil in Bielefeld und zum anderen Teil in Bologna studiert werden. Nach dem Abschluss des Programms erlangen die Studierenden einen doppelten, deutsch-italienischen Masterabschluss. ■

Bund fördert weiterhin „richtig einsteigen.“

Das Programm „richtig einsteigen.“ zur Verbesserung der Studieneingangsphase wird mit 13,5 Millionen Euro für weitere vier Jahre vom Bund gefördert. Fachstudienberaterinnen und -berater unterstützen Studieninteressierte zum Beispiel bei der Wahl des richtigen Faches und Lehrende vermitteln mathematische und literale Grundkenntnisse. Ergänzend gibt es ein breites Angebot von Studierenden für Studierende. Dafür werden fortgeschrittene Studierende didaktisch ausgebildet, damit sie ihre Mitstudierenden beim Lernen, Schreiben und Präsentieren unterstützen können. ■

Über das Programm: www.uni-bielefeld.de/richtig-einsteigen ■

Wert der akademischen Freiheit verteidigen

Die Universität ist dem Scholars at Risk Network (SAR) beigetreten. Ziel ist es, gefährdete Forschende zu schützen und Werte, vor allem die akademische Freiheit, zu stärken. SAR ist ein internationales Netzwerk, in dem über 400 Hochschulen, Forschungsinstitute und andere Wissenschaftsorganisationen in 39 Staaten zusammenarbeiten. ■

Mehr Infos: www.scholarsatrisk.org ■

CITEC-Roboter sind Weltmeister

Das „Team of Bielefeld“ hat das Finale in der Haushaltsliga der Roboter-Weltmeisterschaft RoboCup gewonnen. Sie traten mit den Servicerobotern Floka und Tobi an, die von den Minirobotern des Typs Amiro unterstützt wurden. In dem Wettbewerb, der in Leipzig stattfand, setzten die Bielefelder sich gegen 23 Konkurrenten durch. Im Finale traten sie dann gegen vier Teams an. Der RoboCup ist der führende und größte Wettbewerb für intelligente Roboter. Zu der Mannschaft aus Bielefeld gehören Studierende der Technischen Fakultät und CITEC-Wissenschaftler. ■



Weitere Meldungen unter: www.uni-bielefeld.de/uniaktuell



Mit Medien leben und arbeiten

2006: Das Titelbild der ersten Ausgabe des H1 zeigt eine Studentin hinter einem Röhrenbildschirm (siehe Rückseite dieser Ausgabe). Computerräume gibt es heute in der Universität noch immer. Lange Warteschlangen sind aber weniger zu sehen. Viele Studierende bringen ihre mobilen Endgeräte mit in die Bibliothek, die Universitätshalle, die Cafeteria, den Seminarraum. Die Technik hat sich verändert und Röhrenbildschirme sind seltener geworden. Klassische Massenmedien wie Radio, Fernsehen, Magazine, Zeitungen sind aber nicht verschwunden. Es ist allerdings etwas dazugekommen. Das Stichwort Medienwandel beschäftigt die Autorinnen und Autoren in dieser Ausgabe.

Aus alt mach digital

Seit zwanzig Jahren existiert an der Universität Bielefeld ein fachlich geführtes Archiv. In dieser Zeit hat sich viel geändert: Heute steht das Universitätsarchiv vor der Herausforderung, den Umbruch von der analogen zur digitalen Welt zu meistern. Dies bringt neuartige Probleme mit sich, bietet aber auch neue Möglichkeiten für die Archivarbeit.

Von Malin Stuckmann

Unscheinbar, etwas versteckt hinter dichten Büschen und Bäumen liegt oberhalb des Hauptgebäudes an der Morgenbreite das Universitätsarchiv. Die Fenster sind mit dünnen Eisenstangen geschützt und erwecken einen Moment den Eindruck, dass hier Kriminelle und nicht etwa alte Unterlagen untergebracht sind. Doch Sicherheit muss für das Archiv großgeschrieben werden. Der Großteil der Dokumente, der hier lagert, sind Unikate. Gingen sie verloren, würden der Universität wichtige Zeugnisse ihrer Geschichte fehlen. Fotos, Protokolle, alte Universitätszeitungen, Videos, Tonbänder, Plakate: Der Bestand des Archivs umfasst bereits knapp 400 Regalmeter ordentlich gestapelter Archivkartons.

Den Überblick über alle diese Kartons hat Martin Löning. Er ist seit 1996 Archivar an der Universität und hat das Archiv aufgebaut. Auch heute gibt es genug Arbeit und neue Herausforderungen: „Digitalisierung ist eine Daueraufgabe, wir arbeiten zwar das alles nach und nach ab, aber das

wird nie zu Ende sein“, erklärt Löning. Bisher sind etwa fünf Prozent des Bestandes des Archivs digitalisiert. Erleichtert wird ihm und seinen Kolleginnen und Kollegen dabei die Arbeit durch den technischen Fortschritt: Mit hochleistungsfähigen Scannern und einer guten Software für die automatische Texterkennung werden alte Protokolle, etwa von Rektoratssitzungen, für die Ewigkeit abgespeichert und gleichzeitig digital durchsuchbar. Für die digitalen Schriftstücke hat sich das PDF als Format zur Archivierung bewährt, da es weit verbreitet ist und erwartet werden kann, dass das Format auch in Zukunft nutzbar bleiben wird. Doch nicht für alle Medienformen liegt es sofort auf der Hand, in welchem Format sie – und das am besten mit dem Anspruch auf Ewigkeit – abgespeichert werden sollten. Gemeinsam mit anderen Archiven werden daher Standardformate für die unterschiedlichsten Medien definiert. So auch für die vielen Videos, die das Universitätsarchiv speichert. Bei den Produkten, die von Campus TV produziert werden, ist es natürlich ein Leichtes, die Videos digital abzulegen. Ganz anders sieht das aber für alte Videofomate aus, die dem Archiv nur auf Kassette zur Verfügung



Der Archivar Martin Löning sichtet die alten Videokassetten zunächst, bevor sie digitalisiert werden, wie hier eine Rede des ehemaligen Rektors Karl Peter Grotemeyer zur Eröffnung der neuen Technischen Fakultät.

stehen und daher aufwendig einzeln digitalisiert werden müssen. Besonders viel analoges Videomaterial liegt dem Archiv aus den 1980er- bis 1990er-Jahren vor, in denen an der Universität das Videoformat „Betacam“ weit verbreitet war. Diese Videos können nur mithilfe eines alten Sony Betacam-Kassettenrekorders digitalisiert und somit gesichert werden. Denn wie viele andere alte Videokassetten sind auch die Betacam-Kassetten stark dem Verfall ausgesetzt und werden in ein paar Jahren nicht mehr abzuspielen sein. Die Uhr tickt.

Doch auch bei manchen neuen, digitalen Daten gibt es eine Schwierigkeit, sie für die Ewigkeit abzuspeichern: „Was für uns jedes Mal schwierig ist, sind zum Beispiel Datenbanken mit Primärdaten von Forschungsprojekten, da diese meist von der speziellen Software abhängig sind, die diese Formate erstellen. Da müssen wir dann jedes Mal im Einzelfall entscheiden, wie diese Daten digital abgelegt werden können, sodass auch unabhängig von der Software noch in mehreren Jahren darauf zugegriffen werden kann.“ Natürlich kann das Archiv nicht von allen Forschungsprojekten der Universität die Datenbanken speichern. Wie bei allen anderen Medien wird genau überlegt, ob sie für die Universitäts-

geschichte von Bedeutung sind. Besonders interessant ist der Nachlass des weltbekannten Bielefelder Soziologen Niklas Luhmann. In einem von der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste finanzierten Langzeitforschungsprojekt wird der Nachlass Luhmanns wissenschaftlich erschlossen und digitalisiert. Darunter fällt auch der Zettelkasten, in dem Luhmann Sachverhalte auf Zetteln notiert und in Kästen aufbewahrt und geordnet hat. Gemeinsam mit weiteren Medien des Nachlasses, inklusive Audio- und Videodateien, entsteht daraus ein allgemein, öffentlich zugängliches Informationsportal.

Die Digitalisierung alter Bestände eröffnet neue Möglichkeiten der Arbeit mit einem Archiv und damit der wissenschaftlichen Forschung, beispielsweise in den Sozialwissenschaften. Allerdings birgt der Medienwandel speziell für das Archiv nicht nur Vorteile. Mit ihm geht auch eine Fülle neuer digitaler Daten einher, bei denen erst noch entschieden werden muss, wie sie für die kommenden Jahre konserviert werden können. „Das, was wir beispielsweise früher klassisch als analoge Briefkorrespondenz von Professorinnen und Professoren erhalten haben, das ist jetzt im Mail-Programm. Und in der Regel macht sich keiner die Mühe, dass der Teil, der auch für das Archiv interessant ist – weil er sich zum Beispiel mit der wissenschaftlichen Forschung auseinandersetzt –, ins Archiv gelangt. Hier geht leider noch potenzielles Archivmaterial verloren“, bedauert Martin Löning. Dazu zählt auch alles, was online auf der Webseite und den Social-Media-Seiten der Universität passiert. Wie kann ein Facebook-Post mitsamt Kommentaren archiviert werden? Dafür gibt es aktuell noch keine Lösung. Auf den Servern der Universität ist der digitale Bestand des Archivs sicher – aber wie und ob etwa Internetseiten, Facebook-Posts oder Kommentare unter Instagram-Fotos archiviert werden, auch das gehört zu den Aufgaben eines modernen Universitätsarchivs. ■



Einen großen Anteil der archivischen Sammlungen machen die Fotos aus. Wurden früher nur wenige analoge Fotos etwa während einer Veranstaltung gemacht, hat das Archiv heute die Wahl aus zig digitalen Fotos.



Heute schon gelikt?

Ein Selfie im Hörsaal, versehen mit tiefgründigen Zitaten von einem Philosophiestudenten und einigen #amazing hashtags. Den Schnappschuss für Snapchat nicht vergessen und noch Likes sichern auf Facebook und Instagram. Natürlich muss das „Raupy“ zwischen den Büchern der Juristen auch eingefangen werden. Herzlich willkommen im Alltag der Studierenden im Jahre 2016. Von Nuray Hanım Atila

Mit Schlagwörtern setzen wir ein Zeichen, Smileys drücken unsere Gefühle aus und durch Likes finden wir Zustimmung. #prayfortheworld und ein Daumen hoch werden von politischen und medialen Akteuren gleichermaßen verwendet wie von dem Professor, der Nachbarin oder einem selbst.

Das Prinzip der Kürze wird immer beliebter. Bei Twitter sind es 140 Zeichen, in denen alles gesagt werden muss, bei Instagram ein Foto, das gut in Szene gesetzt und aussagekräftig ist. Bei Whatsapp macht ein „hahaha“ oder ein Emoji schnell deutlich, was wir aussagen wollen. Wir werden gezwungen, auf den Punkt zu kommen.

Vor nicht allzu langer Zeit wurden Freundschaften durch Briefe gepflegt. Man hat sie abgeschickt und auf die Antwort mehrere Tage, wenn nicht sogar Wochen gewartet. Heute ist das undenkbar. Ganz nebenbei verschicken wir ein Foto bei Whatsapp und die Reaktion bekommen wir binnen Sekunden. Wir sind überall und immer vernetzt.

Ein Nebeneffekt ist, dass man sich schnell ablenken lässt. Wir wollen eigentlich konzentriert lernen, aber dann hören wir es schon wieder – das Vibrieren des Smartphones. Ein kurzer Blick reicht bereits aus und die

Konzentration ist dahin. Wenn man auf die belanglosen 234 Nachrichten aus dem Gruppenchat antwortet, kann man das Lernen gleich sein lassen. Überwindet man sich, im Studienskript weiterzulesen, wird man wieder von der Vibration abgelenkt. Natürlich möchten wir wissen, was die anderen Gruppenmitglieder auf die eigene Nachricht von eben geantwortet haben. Und wir lassen uns ja auch von noch ganz anderen Dingen ablenken. Das kann das Smartphone sein, aber genauso gut auch Personen, die am Fenster vorbeilaufen, oder nicht?

Die ständige Erreichbarkeit kann einen schon stressen, aber verzichten wollen wir nicht darauf, denn der Kontakt zu anderen Menschen wird durch die neuen Medien unglaublich leicht gemacht: Man kann global Freundschaften schließen, sich über aktuelle Situationen austauschen und auch der Tante in Paraguay mal eben „Gute Nacht“ wünschen. An den Geburtstag deines Cousins erinnert dich Facebook auch dann, wenn du es vergessen haben solltest.

Facebook denkt für dich mit. Das wäre vor einigen Jahren undenkbar gewesen. Wenn du ab und an auf die Fotos der Familienfeier oder auf den Urlaub der anderen verzichten willst, hilft nur eins – ab und zu mal abschalten. ■

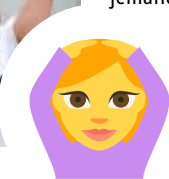
Welches Emoji nutzt du am liebsten?

Hier ein Smiley, da ein Daumen nach oben – oder doch die drei Affen, die nichts sehen, hören oder sprechen können? H1 hat sich bei Studierenden umgehört, welches ihr Lieblings-Emoji ist. Von Marco Zaremba



Linda Auhage (28) – Interdisziplinäre Medienwissenschaft

Ich finde die Vorstellung ganz cool, wenn jemand beim Freuen die Arme in die Luft wirft. Das ist so das interkulturelle Zeichen für „whoop whoop“. Meine Freunde freuen sich immer, wenn ich es nutze.



Julian Alexander Fischer (20) – Politikwissenschaft und Geschichtswissenschaft

Die meisten meiner Bekannten behaupten, dass ich viel Wert auf mein Äußeres lege und einen teuren Style habe. In dem Fall würde das Dollar-Emoji wohl am besten zu mir passen.



Jan Bioly (28) – Soziologie

Der Mittelfinger ist ein gutes Beispiel, wie sich die Intention einer Geste oder Handlung im Laufe der Zeit gewandelt hat. In diesem Fall von einer bösen Geste hin zu etwas Alltäglichem. Bei mir im Freundeskreis begrüßen wir uns teilweise sogar so.



Vorsicht vor externen Uni-Apps

Mensaplan, Bibliothekskonto, Stundenplan und Leistungsübersichten in einer App? Das ist praktisch, hat aber Risiken. Der Informationssicherheitsbeauftragte der Universität Bielefeld, Michael Sundermeyer, rät aus folgenden Gründen von den Angeboten ab, die versprechen, die verschiedenen Dienste der Hochschule zusammenzufassen:

- Es ist unklar, wie die Daten bei der Verarbeitung gegen einen Missbrauch geschützt sind.
- Die Apps arbeiten nicht immer zuverlässig und liefern unter Umständen falsche oder keine Informationen.
- Mit der Weitergabe von Passwörtern verstoßen die Nutzenden gegen Regeln der Universität und riskieren die Vertraulichkeit und die Integrität ihrer Daten.

Für die BIS- und UB-Anwendungen bietet die Universität Bielefeld bereits verschiedene Möglichkeiten für die Nutzung an, die sicher sind. Informationen gibt es hier:

- http://ekvv.uni-bielefeld.de/blog/bisnews/entry/das_bis_aufs_smartphone_bringen
- <http://mobil.ub.uni-bielefeld.de>



Vom Fernsehen zum YouTube-Hit: Campus TV



Im Scheinwerferlicht des Campus-TV-Studios steht Student Philipp Renk. Drei Kameras sind auf den 27-jährigen Moderator gerichtet. Es wird ruhig im Studio. Sein Herz rast und die Konzentration steigt. Nach der Regieanweisung „Kamera läuft – und Action!“ beginnt er mit der Anmoderation des ersten Beitrags. Die Aufzeichnung der neuen Sendung ist der letzte Schritt in der Produktion der Campus-TV-Ausgabe. Seit elf Jahren gibt es die Universitätssendung, seit sechs Jahren auf YouTube.

Von Natalie Junghof

Bis eine neue Campus-TV-Folge erscheint, ist ein ganzes Team von Studierenden mit der Erstellung von Beiträgen beschäftigt. Am Anfang jeder Sendung treffen sie sich in der Campus-TV-Redaktion. Gemeinsam mit Redaktionsleiter Jochen Kopp entwickeln die Studierenden ihre Beitragsideen. Danach werden Interviews geführt, Umfragen eingeholt und bewegte Bilder aufgenommen. Der Beitrag wird geschnitten und vertont. Bisher sind 111 Sendungen rund um den Universitätsalltag entstanden. Dazu gehören unter anderem Filme über die zehn ungewöhnlichsten Orte der Universität Bielefeld, Unterwasser-Rugby und Couchsurfing. Zudem gibt es hilfreiche Service- und Informationsvideos.

Deutschlandweit bekannt geworden ist das studentische TV-Magazin der Universität Bielefeld mit Julia Engelmanns Auftritt beim 5. Bielefelder Hörsaalclam im Mai 2013. Mit dem Beitrag „Eines Tages Baby“, der viral in zahlreichen Social-Media-Plattformen verbreitet wurde, knackte das Magazin die Millionenmarke. Mittlerweile hat der Clip rund 9,5 Millionen Klicks und ist damit ein echter YouTube-Hit. „Wir waren überwältigt von der schnellen Verbreitung und dem Internet-Hype“, sagt Juliane Otto. Die Medienpädagogin war während ihres Studiums Tutorin bei Campus TV und leitet heute „Campus TV – Basic“. In dem Blockseminar haben Studierende die Möglichkeit, Grundkenntnisse im Bereich TV-Journalismus zu erwerben.

Dass ein Beitrag zum Erfolg wird, kann zum Beispiel an dem Thema liegen, das den Nerv der Generation trifft, oder auch an den Verbreitungswegen. „Es ist spannend zu beobachten, wie sich Campus TV in den Jahren gewandelt hat. Von einer reinen Fernsehsendung ist Campus TV zu einem multimedialen Magazin geworden“, sagt Jochen Kopp. Die Sendungen laufen seit Jahren erfolgreich auf dem Lern- und Fernsehsender nrwision. Inzwischen viel wichtiger: Gleichzeitig sind sie auf YouTube abrufbar und werden über soziale Netzwerke geteilt.

Victoria Maiwald ist Tutorin bei Campus TV und kümmert sich um die Pflege der Plattformen. „Ein erfolgreiches Campus-TV-Magazin ist heutzutage ohne Social Media nicht mehr möglich“, sagt die 28-Jährige. Für die Studierenden sei es ein Erfolgserlebnis, wenn ihr Beitrag im Internet erscheint. Gleichzeitig werden neue Studierende motiviert mitzumachen.

Soziale Medien bringen aber auch Herausforderungen mit sich. Diskussionen und Kommentare im Social Web müssen beobachtet und moderiert werden. Dafür kommt ein Kontakt mit den Zuschauerinnen und Zuschauern zustande, den es früher in der Form nicht gab. Und dafür setzt sich die Campus-TV-Redaktion besonders ein. ■



Die Studierenden Nina Horn, Marianna Gershkovich und Dirk Ludewig beim Dreh für eine Hörsaalclam-Reportage.



Redaktionsleiter Jochen Kopp und Medienpädagogin Juliane Otto unterstützen die Studierenden hinter der Kamera.



Steht für Hertz 87.9 am Mikrophon und ist Teil der Chefredaktion: Philip Strunk.



Relikt aus alten Zeiten: Der MD-Player steht noch im Studio, wird heute aber nicht mehr gebraucht. Beiträge werden jetzt digital als MP3 gespeichert.

Radio aus Her(t)zblut seit fast 16 Jahren – das Campusradio Hertz 87.9

Philip Strunk ist 23 Jahre alt und studiert Germanistik und Soziologie an der Universität Bielefeld. Er kam bereits als Schüler, im Rahmen eines Praktikums im Jahr 2012, zu Hertz 87.9 und hat seitdem viel Zeit, Kreativität und Herzblut in den Sender gesteckt, den er seit März 2015 als Teil der Chefredaktion leitet. Schon früh wusste Philip, dass er Journalist werden wollte. Nach dem Abitur plante er erst, woanders zu studieren, die Arbeit bei Hertz hat ihm dann aber so gut gefallen, dass er doch in Bielefeld geblieben ist. Von Marco Zaremba

Neben der Arbeit als Teil der Chefredaktion ist Philip regelmäßig live im Radio zu hören, „on air“, wie es im Radiojargon heißt: Im Morgenteam moderiert er alle paar Wochen den Montagmorgen; außerdem steht er für die Sportsendung und das Satireprogramm „Hertz an Hertz“ am Mikrophon. „Die Zeit, die wir bei Hertz in das Programm investieren, ist komplett ehrenamtlich. Mein Job als Chefredakteur wird zwar als studentische Hilfskraft mit neun Wochenstunden etwas honoriert. Aber da steckt natürlich viel mehr drin: Wir machen das alle, weil wir einfach Bock darauf haben.“

Mit seinen vier Jahren bei Hertz 87.9 zählt Philip schon als altes Eisen. Während seiner Zeit beim Campusradio hat sich viel getan: Besonders den Medienwandel würden die Radiomacherinnen und -macher immer wieder spüren. „Durch unsere Präsenz in den sozialen Medien ist das Interesse an Hertz 87.9 gestiegen“, sagt Philip. „Facebook zum Beispiel nutzen wir deutlich intensiver als noch vor ein paar Jahren: Dort weisen wir nun regelmäßig auf Veranstaltungen, Sendungen und besondere Themen hin.“

Auch News können die Redakteurinnen und Redakteure nun schneller verbreiten: „Jeder hat heutzutage ein Smartphone; da können die Reporter, wenn zum Beispiel etwas wichtiges passiert ist, mal schnell ein Facebook-Livevideo starten und direkt vor Ort berichten. Wie beim Campus

Festival: Da ist man dann ganz nah dran am Geschehen“, erklärt er. Aber auch technisch und handwerklich habe sich beim Radio einiges getan: Als Philip angefangen hat, habe man Beiträge noch auf alten Mini-Discs aufgezeichnet. „Heute hingegen wird im Studio alles digital mit MP3s gemacht. Das ist für uns eine große Erleichterung: Beiträge können nun viel komfortabler und schneller am PC bearbeitet werden.“

Philip blickt aber auch voraus: Irgendwann wird das Campusradio im Zuge der Bauarbeiten an der Universität umziehen müssen. Dann soll das Studio komplett modernisiert und noch mehr auf digitale Technik gesetzt werden. ■



Fotos: Marco Zaremba
Illustration: freepik.com

„Wir sind oft analog unterwegs“

Die Sportfreunde Stiller zählen nicht gerade zur Instagram-Generation. Doch könnten sich die drei Musiker heute ein Leben ohne soziale Medien vorstellen? Ist Erfolg ohne diese Medien noch möglich? Die H1-Autorinnen Mascha und Elena haben nachgefragt. Von Mascha Stanzel



Sportfreunde Stiller

Gründung: 1996

Aktuelles Album: „Sturm und Stille“ (Oktober 2016)

Mascha Stanzel und Elena Werner interviewen Florian Weber (42), Rüdiger Linhof (43) und Peter Brugger (43) auf dem Campus Festival 2016.

Heute können Menschen über Nacht durch neue Medien weltberühmt werden. Mit einem Schlag erreichen sie Millionen von Menschen. Die Karriere der Sportfreunde Stiller fing anders an: Früher sammelten die drei Bandmitglieder nach jedem Konzert stolz E-Mail-Adressen, um Newsletter zu verschicken. Mit diesen elektronischen Rundschreiben versorgten sie die Fans mit Neuigkeiten. Irgendwann war die Band im sozialen Netzwerk MySpace vertreten und jeder weitere Follower machte sie stolz. „Doch schon bald interessierte das auch niemanden mehr“, erzählt der Leadsänger Peter und so reiten die Sportfreunde auf der Welle der neuen technischen Errungenschaften mit – heute posten sie auf Facebook und twittern auch mal. Doch jeden Hype wollen sie nicht mitmachen. Florian, Schlagzeuger der Band, findet E-Mails immer noch am besten. „Wir zählen uns eher zur alten Gilde und sind oft analog unterwegs.“ Bassist Rüdiger interessiert sich aber auch für neue Trends. Er hat Lust auf Instagram: „Die Fotos dort enthalten künstlerische Elemente. Den Instagram-Auftritt von Bosse finde ich zum Beispiel stark.“

Die sozialen Medien möchten die Sportfreunde Stiller nicht vollständig missen, aber den Entwicklungen stehen sie auch mit einer gewissen Besorgnis gegenüber. „Das Greifen nach dem Handy ist schon ein Reflex geworden, den man nicht mehr im Griff hat“, so Peter. Florian sieht ein Problem darin, dass in den sozialen Medien alle halb anonymisiert ihre Meinung ins Netz schleudern können. „Das tritt eine Dynamik los, die mir nicht gefällt.“ Hetze im Netz und eine gewisse Reizüberflutung ist die eine Seite, doch neue Medien haben auch Vorteile. Bassist Rüdiger erzählt von seiner Erfahrung mit Menschen aus Syrien. „Für uns ist freie

Kommunikation selbstverständlich, aber in autoritären Regimes ist ein so gut verschlüsselter Chatdienst wie Whatsapp ein Geschenk“, sagt er.

Die Musik, die Auftritte, das Zusammenarbeiten als Band haben sich verändert. Heute kursieren so viele schlechte Liveaufnahmen von ihren Gigs im Netz. Peter erzählt, dass jeder nur noch damit beschäftigt sei, Videos auf ihren Konzerten zu drehen, anstatt den Moment zu genießen. „Die Leute gehen einfach nicht mehr so ab wie früher.“

Gut, dass wir ganz retro während des Interviews Notizen in einem Buch niedergeschrieben haben. Dem Smartphone war es für eine Sprachmemo einfach zu heiß und es brauchte erst einmal eine Dreiviertelstunde, um abzukühlen. Puhhh!

Was halten die Sportfreunde Stiller von Spotify?

Pro Rüdiger: „Es ist eine gute Gelegenheit, eine große Bandbreite an Musik kennenzulernen.“
Contra Florian: „Ich bin kein Befürworter von Spotify. Die Musik wird so nicht mehr wertgeschätzt. Ich gehe ja auch nicht zum Bäcker, zahle eine Pauschale und bekomme so viele Brötchen, wie ich möchte.“
Pro/contra Peter: „Spotify ist etwas undurchsichtig. Wie viel Geld da wo ankommt, weiß man einfach nicht genau. Andererseits ist es auch Werbung für unsere Musik. Leute, die unsere Platten nicht kaufen, können sie dann über Spotify hören.“



Der Technikaffine und der Oldschooler

Beim Campus Festival Bielefeld unterhielten sich die H1-Autorinnen Elena und Mascha auch mit dem Duo SDP über ihre aktuelle Mediennutzung. Die Berliner Musiker Vincent Stein (33) und Dag-Alexis Kopplin (33) reflektierten im Gespräch neben den Vorteilen auch die kritischen Seiten der sozialen Medien.

Von Elena Werner

Ihr habt einen ersten Eindruck vom Campus Festival Bielefeld gewonnen – was würdet ihr in den sozialen Medien dazu posten?

Vincent: Ich würde einen Gute-Laune-Emoji posten und eine Sonne.

Ihr seid auch als SDP in den sozialen Medien vertreten. Wo findet ihr euch?

Vincent: Wir nutzen hauptsächlich Facebook und unseren YouTube-Kanal. Den gibt es schon seit zehn Jahren. Wir waren bestimmt die erste deutsche Band, die YouTube als Medium genutzt hat.

Dag-Alexis: Vor YouTube hatten wir auch schon Videos auf unserer Homepage, die die Leute direkt runterladen konnten. Da haben wir die Klicks noch gezählt und die Beiträge in dem Gästebuch, was jetzt natürlich total veraltet ist.

Vincent: Facebook kam dann automatisch. Instagram haben wir auch und zu Twitter wird dann einfach was weitergeleitet. Wir nutzen die Medien, die für uns und die Band Sinn ergeben.

Wie pflegt ihr eure Auftritte in den sozialen Medien?

Vincent: Was wir posten, das wird alles untereinander abgesprochen, wir zerbrechen uns teilweise richtig den Kopf darüber. Bei Auftritten haben wir für unsere Facebook-Fotostrecken immer einen Fotografen dabei.

Dag-Alexis: Wir denken einfach darüber nach, was wir uns wünschen würden, wenn wir eine Band feiern würden.

Spielen klassische Massenmedien wie Tageszeitungen überhaupt noch eine Rolle für euch?

Vincent: Ich habe viele Zeitungs-Apps runtergeladen und gucke mir da die Nachrichten an. Insgesamt bin ich der Technikaffine von uns

beiden. Aber einige Zeitschriften lese ich auch in der Printversion.

Dag-Alexis: Ich bin generell ein Technik-Oldschooler. Ich habe zwar zu Hause ein Smart-TV und auch ein Smartphone, aber ich möchte das alles nicht so sehr nutzen. Ich habe kaum Apps, den „Spiegel“ lese ich als Zeitschrift. Allgemein versuche ich, mein Handy nicht so oft in die Hand zu nehmen und mehr analog zu machen.

Was sind für euch negative Seiten des Internets und der Mediennutzung?

Dag-Alexis: Ich hatte vor Kurzem eine Phase, in der ich dachte, dass ich alles abschaffe. Ich habe manchmal schon Phantomschmerzen, dass ich die Vibration in der Hosentasche spüre oder ein Handy klingeln höre. Manchmal habe ich das Handy gerade aus der Hand gelegt und dann gucke ich ein paar Sekunden später wieder, ob ich eine Nachricht bekommen habe. Das erinnert mich an einen Drogensüchtigen, der gar nicht mehr merkt, was da abgeht.

Worauf würdet ihr im Internet nicht mehr verzichten wollen?

Vincent: Auf die Vorteile von Social Media. So wie wir als Band gewachsen sind, wie unsere Zielgruppe ist, wie die Leute uns verfolgen können und dabei sein können, ist einfach unersetzbar.

Was war der schönste Moment, den ihr in den sozialen Medien geteilt habt?

Dag-Alexis: Das war das Foto vom „Rock im Park“ dieses Jahr. Wir vor 40.000 Leuten, das glaubt man dann echt nicht. Sieht aus, als wären wir in das Bild hineingeschnitten worden. ■



Mit Wünschen und Gedanken können die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung „Du bist ein Gedicht“ den Blätterwald gestalten.

„Du bist ein Gedicht“ – Studierende gestalten Lyrik

„Ruhepause“, „Kuschelecke“ oder „Fläzen“ steht in großen, schwarzen Buchstaben auf gelbem Kreppband, das Jenny Jung-Engels auf ein altes Ledersofa aufgeklebt hat. Die Bachelorstudentin gestaltet im Seminar „Kulturvermittlung und Kulturmanagement im Literaturmuseum“ einen alltagsnahen Wohnraum mit Sofa, Telefon, Schrank und Beistelltisch.

Von Kristina Meintrup

„Alltagsgegenstände und das Sichtbare sollen verschriftlicht werden“, erklärt die Studentin der Linguistik und Literaturwissenschaft. Die von Jenny gestaltete „Begehbbare Lyrik“ ist nur eine von rund 18 Installationen, die die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars selbst entworfen haben. Ideengeber für das praxisorientierte Seminar ist Professor Dr. Wolfgang Braungart: „Die Literaturwissenschaft ist ein wissenschaftliches Studium; das heißt, wir können nicht wirklich auf das weite Feld der beruflichen Praxis vorbereiten. Wir können aber Fenster zur Praxis öffnen, sodass die Studierenden eine Vorstellung davon bekommen, wie vielfältig die beruflichen Möglichkeiten sind, die es in diesem Fach gibt. Dafür sprechen wir immer wieder Personen an, die auf ganz unterschiedliche Weise in der kulturellen Praxis tätig sind, und bitten sie, einen Lehrauf-

trag zu übernehmen“, fasst Braungart zusammen. Unter der Leitung von Dirk Bogdanski (Kulturmanager, Kulturgut Haus Nottbeck) erfuhren die Studierenden aus erster Hand, wie Vermittlungsarbeit in einem Literaturmuseum umgesetzt werden kann.

Unter dem Motto „Du bist ein Gedicht“ konzipierten die Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer ihre eigenen Vermittlungsprojekte als Ergänzung zu der Ausstellung „Ich bin ein Gedicht. Visuelle Poesie und andere Experimente von Reinhard Döhl, Timm Ulrichs & S. J. Schmidt“, die auf dem Kulturgut Haus Nottbeck in Oelde/Stromberg von Ende Juli bis Anfang Oktober zu sehen war. „Eine genaue Definition für visuelle Poesie zu finden, ist nicht einfach, zumal die experimentellen künstlerischen Aus-



richtungen sehr unterschiedlich sind und zwischen Literatur und bildender Kunst changieren“, erklärt der Kunsthistoriker Dirk Bogdanski. Visuelle Poesie kann Form und Inhalt vereinen. Ein bekanntes Beispiel für ein solches Formgedicht ist der „Apfel“ des Künstlers Reinhard Döhl, der in immer mehr Schulbüchern zu finden ist: Döhl wiederholt das Wort „Apfel“ so lange, bis die Wörter schließlich gemeinsam die Form eines Apfels bilden – mittendrin entdecken die aufmerksamen Betrachterinnen und Betrachter einen Wurm.

Seminarteilnehmer Dominik Nürnberg hat Zuschnitte aus Blech auf eine besondere Weise beschriftet: Das Wort „Ausgestanzt“ wurde wortwörtlich in das Material gestanzt. „Gefräst“ wurde in das Blech gefräst. „Viele Seminare sind oft sehr theorieelastig; da war es einfach mal toll, sich praktisch auszutoben und vor allem auch selber konkret an einem Vermittlungsprojekt mitzuarbeiten, welches dann auch tatsächlich umgesetzt wird“, erklärt Dominik. Für die zwischen Bäumen gelegenen „Hörinseln“ im Park des Museums haben Sina Gantenbrink und Angela Gräber Interviews aufgenommen und die Ergebnisse in einer Hörcollage verarbeitet. Als weiteres Projekt hielten die Studentinnen die „Poesie im Alltag“ fotografisch fest: Mit zwei Aufklebern mit den Aufdrucken „Achtung, Poesie“ und „Zertifiziert! Poesie“ haben sie Sprüche, Schilder oder Hinweise im Alltag als Poesie gekennzeichnet.

Bei der Entwicklung der Projekte galt es nicht nur, die eigenen Ideen gestalterisch umzusetzen, sondern auch die Eigenschaften der Materialien zu bedenken: Ist meine Installation zu schwer, um sie an der Wand anzubringen? Ist das Material meines Exponates witterungsbeständig? Wichtig war auch, die Perspektive der Besucherinnen und Besucher bei der Konzeption und Gestaltung des Ausstellungsraumes zu bedenken. Sind die Installationen gut sichtbar platziert? Sind die Intentionen der Installationen verständlich? Entstanden sind auf diese Weise vielfältige Exponate.

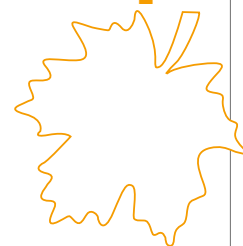
Durch die Auseinandersetzung mit der Hauptausstellung „Ich bin ein Gedicht“ hat sich auch die Idee eines Experimentierfeldes gebildet: Hier kön-

nen die Besucherinnen und Besucher eigene Ergänzungen und Veränderungen miteinbringen und die Ausstellung so zu einer Art Laboratorium für Sprache und visuelle Poesie werden lassen.

Insbesondere der interaktive Vermittlungsaspekt war Bogdanski wichtig: „Neue Zugangsmöglichkeiten zum Themenfeld visuelle Poesie sollten geschaffen werden – und das geschieht am besten, wenn man den Alltagskontext miteinbezieht und das Publikum zur aktiven Teilnahme motiviert.“ So konnten die Besucherinnen und Besucher Karten in Blätterform selbst beschriften. Die gestalteten Blätter wurden im Anschluss an langen Bändern in die umliegenden Obstbäume auf dem Kulturgut gehängt. So entstand ein lyrischer Blätterwald.

Neben der Gestaltung der eigenen Exponate und der Konzeption einer Ausstellung waren auch die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit sowie die Finanzplanung eines Kulturbetriebes Themen des Seminars. Erste Anwendungen im Bereich der Ausstellungsgestaltung und Umsetzung können auch bei der Berufswahl hilfreich sein, um die eigenen Präferenzen zu entdecken. „Ich habe das Seminar als Chance genutzt, um aus der Beobachterrolle herauszutreten und aktiv die Planung, Gestaltung und Umsetzung einer Ausstellung unter realen Bedingungen durchzuführen“, erzählt Seminarteilnehmerin Miriam Belke, die im Master Interdisziplinäre Medienwissenschaft studiert. Entsprechend stolz zeigten sich die jungen Kulturvermittlerinnen und -vermittler schließlich, als sie ihre eigenen Konzepte im unmittelbaren Publikumskontakt vor Augen hatten.

Einer der ersten Besucher des Experimentierfeldes visuelle Poesie war der Dortmunder Autor Ralf Thenior, der seine Eindrücke mit einem Ausdruck zusammenfasste: „Poesiebombe“.



Haus Techniker Volker Kanter (hinten) und Student Dominik Nürnberg bringen gemeinsam die Installation „Made in Blech“ an.

Seminarteilnehmerin Jenny Jung-Engels baut ihre Installation „Begehbare Lyrik“ auf.

Ist ein Stipendium etwas für mich?

Gute Noten, ehrenamtliches Engagement oder „Visionen, die die Welt verbessern“ können mit einem monatlichen Geldbetrag sowie ideeller Förderung gewürdigt werden. Eine Stipendiatin und zwei Stipendiaten berichten. Von Jan-Henrik Hnida



STEFAN KIESSLING
21 Jahre
Studienfonds OWL

Vom Hörensagen kam Stefan Kießling auf den Studienfonds OWL. Eine Bewerbung und es klappte. Der 21-jährige Philosophiestudent rät anderen Interessierten, proaktiv an die Sache ranzugehen. Neben den 300 Euro pro Monat lobt Stefan vor allem die ideelle Förderung. Lehrreiche Workshops zur Verbesserung der eigenen Präsentations-Skills, gemeinsame Aktionen wie Geocaching oder Bewerbungstrainings erweitern den eigenen Horizont. Der Studienfonds OWL hat in diesem Jahr sein 10-jähriges Jubiläum. Deutschlandweit einzigartig ist die Kooperation von fünf Hochschulen aus Ostwestfalen (die Universitäten Bielefeld und Paderborn, die Hochschule Ostwestfalen-Lippe, die Fachhochschule Bielefeld und die Hochschule für Musik Detmold). Ziel ist, den Wirtschafts- und Forschungsstandort OWL zu stärken.

www.studienfonds-owl.de

zen einen von den „reinen Paukern“ ab. Neben dem Erfahrungsaustausch hat Emma auch neue Freundschaften im Alumni-Netzwerk des Studienwerks geknüpft.

Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur riefen die evangelischen Kirchen in Deutschland 1948 das Studienwerk ins Leben. Seitdem durchliefen 6.000 Studierende das Programm – im Sinne gesellschaftlicher Verantwortung und zur demokratischen Entwicklung der Bundesrepublik. Neben dem Beitrag von bis zu 600 Euro pro Monat werden Seminare im Haus Villigst in Schwerte oder auch in der Evangelischen Akademie in Meißen angeboten.

www.evstudienwerk.de



BENJAMIN
22 Jahre
Studienstiftung des deutschen Volkes

Eigeninitiative ist nicht immer die Voraussetzung, um an ein Stipendium zu kommen – das zeigt das Beispiel von Benjamin: Den 22-Jährigen schlug sein Professor für ein Stipendium vor. Nachdem er ein anschließendes Auswahlwochenende erfolgreich absolviert hatte, finanzierte die Studienstiftung des deutschen Volkes den angehenden Wirtschaftswissenschaftler. Natürlich waren gute Noten ein Auswahlkriterium. Ebenso komme es laut Benjamin auf die Persönlichkeit, gesellschaftliches Engagement und außerfachliche Interessen an. „Neben dem Studium bin ich Aushilfstrainer in einem Leichtathletikverein – da zählen soziale Kompetenzen.“ Neben der Förderung von 300 Euro pro Monat ist ihm der Kontakt mit erfahrenen Absolventinnen und Absolventen wichtig. Fachliche Vertiefung und Austausch sind auf Sommerakademien oder in Sprachkursen möglich; zudem können Auslandsaufenthalte gefördert werden.

Die Studienstiftung des deutschen Volkes ist deutschlandweit das größte und älteste Begabtenförderungswerk. Seit 1925 förderte die Stiftung circa 65.000 Studierende und Doktoranden. Aufnahmekriterien sind Leistung, Initiative und Verantwortung. Konfession und Weltanschauung spielen keine Rolle.

www.studienstiftung.de

EMMA KOGELBOOM
20 Jahre
Evangelisches Studienwerk



Ihr ehemaliger Religionslehrer brachte Emma Kogelboom auf das Evangelische Studienwerk e.V. Villigst. Sie bewarb sich – und hat „Glück gehabt“, schmunzelt sie. Die finanzielle Förderung orientiert sich am BAföG und umfasst bis zu 600 Euro monatlich zuzüglich 300 Euro Studienkostenpauschale. Warum nicht mal ein Semester in England studieren? Das Studienwerk macht's ganz ohne Geldsorgen möglich. Wichtiger als gute Noten sei, „wie man tickt“. Sprachkurse für Geflüchtete geben oder auch eine Kindersportmannschaft im Sportverein betreuen, set-

Der Prozess des Entstehens

Baustellen sind für den Hannoveraner Künstler Rüdiger Stanko und den Berliner Künstler Rolf Fässer faszinierende Orte des Chaotischen, Unfertigen, der Bewegung und Verschiebung. In zwei Seminaren im Sommersemester 2016 entwickelten die beiden gemeinsam mit Studierenden kreative Konzepte für eine künstlerische Auseinandersetzung mit der Baustelle im Universitätshauptgebäude und setzten diese praktisch um.

Von Linda Thomßen



1 Nachdem die Studierenden die Baustelle hinter der großen Wand in der Universitätshalle anschauen durften, sollten sie zunächst verinnerlichen, was Baustelle für sie heißt. „Mach lieber nichts halbherzig, sondern achte auf deine innere Überzeugung.“ Rolf Fässer zeigt Möglichkeiten für die Umsetzung auf, die Konzepte stammen von den Studierenden selbst. 2 Lisa-Marlen Cassing nahm auf Nesselstoff die Struktur der Fenster auf der Baustelle auf, mit dem Licht und der Spiegelung des Himmels. „Die Farbspritze und das grau-blaue Grundthema zeigen das Staubige und Zerstörte auf der Baustelle“, so die Lehramtsstudentin, „die Skizzen dazu sollen in diese Härte etwas Fragiles bringen. Das hat sich aber erst im Bild selbst ergeben – es ist ein Prozess, wie eine Baustelle.“ 3 „Ich spiele mit den Formen“, erklärt Mareike Liß. Sie sah auf der Baustelle vor allem die freigelegten Rohre, Schlauchleitungen und Lüftungsschächte, die sie mit Draht und Zeitungspapier nachstellen wollte. Dabei entwickelte sich etwas organisch Anmutendes – nicht mehr starr, sondern flexibel und dehnbar. 4 Rüdiger Stanko ermuntert die Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmer, etwas auszuprobieren: „Mir ist wichtig, dass die Studierenden zum einen konzentriert sind und zum anderen eine gewisse Lockerheit haben. Sich auf einen Prozess einlassen – das ist Kunst.“

Ausstellung der Ergebnisse in der Universitätshalle: 25. Oktober 2016, ab 18.00 Uhr, bis zum 7. November 2016.

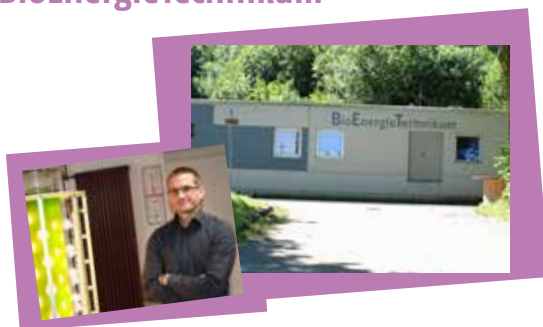
Auch der Baureporter war bei dem kreativen Prozess dabei. Den Film gibt es im Internet unter: www.uni-bielefeld.de/youtube/baureporter_kunstseminare

Vom Stall zum Laborgebäude

Das Herz, das Mutterschiff, die Schaltzentrale – das Universitätshauptgebäude hat viele Namen und alle kennen es. Doch weniger bekannt ist, dass neben dem Hauptgebäude noch mehr als ein Dutzend weiterer Gebäude zur Universität gehören. H1 hat sich auf eine Campustour begeben und drei davon besucht.

Von Nina Kothy und Laura Märk

BioEnergieTechnikum



Wo finde ich das?

Klein und recht unauffällig liegt neben der Verhaltensforschung an der Konsequenz das BioEnergieTechnikum.

Seit wann gibt es das?

Noch vor einigen Jahren wurden hier Tiere gehalten, seit 2011 ist das kleinste Gebäude des Campus ein Labor.

Was passiert dort?

„Wir verwenden hier Mikroalgen als nachwachsende Rohstoffe“, sagt Dr. Jan Mußnug, Leiter des BioEnergieTechnikums, das zum Centrum für Biotechnologie (CeBiTec) gehört. „Das BioEnergieTechnikum kann fakultätsübergreifend genutzt werden“, erklärt er. „Es dient allen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, die zum Thema ‚Bioenergie‘ forschen.“ Überwiegend seien dort bislang Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Technischen Fakultät sowie der Fakultät für Biologie tätig. „Aufwendige Bauarbeiten waren nötig, um den Tierstall in ein modernes Forschungslabor zu verwandeln“, sagt Mußnug. Die 75 Quadratmeter große Laborfläche ist nun für etwa sechs Arbeitsplätze ausgerichtet. Inklusiv der Technikräume umfasst das BioEnergieTechnikum 110 Quadratmeter Fläche. In einem der Forschungsprojekte sollen die Mikroalgen als Biogassubstrat verwendet werden. „Die Vergärung der Algen ist ein zeitintensiver Vorgang und die Infrastruktur des Technikums erlaubt es uns, diesen Prozess permanent technisch zu überwachen.“



Q-Gebäude



Wo finde ich das?

Raus aus dem Eastend, ein paar Schritte in Richtung Oberstufenkolleg – da findet man das Q-Gebäude.

Seit wann gibt es das?

2008 rückten die Spezialtransporter an. Ihre Ladung: Rund 100 vier mal zwölf Meter große Container, die zu einem insgesamt 2.600 Quadratmeter großen Gebäude zusammengesetzt wurden. Nötig wurde der Containerbau, da das Exzellenzcluster Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) neue Räumlichkeiten brauchte. 2013 gab es erneut einen Wechsel: Fast die gesamte Fakultät für Erziehungswissenschaft – die Arbeitsgruppe 4 befindet sich noch im Hauptgebäude – sowie Teile der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft zogen ein.

Was passiert dort?

„Dass wir in einem Containerbau sind, bemerkt man überhaupt nicht“, sagt Professor Dr. Oliver Böhm-Kasper, Dekan der Fakultät für Erziehungswissenschaft. Auch wenn die Wege zum Gebäude X oder anderen Fakultäten seit dem Umzug länger sind, ist die bauliche Veränderung der Fakultät ein Vorteil, findet der Dekan. „Wir fühlen uns im Q-Gebäude sehr wohl.“ Grund dafür seien auch die neuen Büros. „Die Ausstattung mit Teppichböden und der bessere Zuschnitt sind schöne Veränderungen. Zudem hat die Fakultät fast alle Büros mit Whiteboards ausgestattet“, sagt er. Da die Fakultät nun auch nicht mehr über verschiedene Flure im Hauptgebäude verteilt sei, könne man besonders gut miteinander arbeiten. Ein positiver Nebeneffekt: Durch Büronachbarn aus anderen Arbeitsgruppen ergeben sich neue Kontakte. „Wir sind aber schon darüber informiert, dass wir nach dem Umbau wieder in das Hauptgebäude in den S-Zahn zurückziehen werden. Die Pläne liegen uns bereits vor“, erklärt Böhm-Kasper. Wann genau das sein wird, ist noch nicht sicher.

Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF)



Wo finde ich das?

Südlich der Universität, direkt am Waldrand, liegt das Zentrum für interdisziplinäre Forschung, kurz ZiF.

Seit wann gibt es das?

Das ZiF wurde bereits 1968 – und damit ein Jahr vor der Universität – gegründet. Zunächst beheimatete das ZiF-Gebäude noch die Universitätsverwaltung, da die Universität selbst noch im Bau war. 1973 konnte das ZiF erstmals von (Gast-)Wissenschaftlerinnen und -Wissenschaftlern bezogen werden und wird seitdem von interdisziplinären und internationalen Forschungsgruppen genutzt.

Was passiert dort?

„Das ZiF ist als internationales Aushängeschild der Universität sehr bekannt“, sagt Dr. Britta Padberg, Geschäftsführerin des ZiF. Es war das erste Institut dieser Art in Deutschland. „Der Grundgedanke war, eine Einrichtung in die Universität zu integrieren, in der interdisziplinär geforscht werden kann. Die Forschungsgruppen bestehen aus Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern der Universität selbst, aber auch aus aller Welt“, erklärt Padberg. Das disziplinen- und länderübergreifende Konzept funktioniert: Etwa 60 Tagungen mit rund 3.000 Gästen veranstaltet das ZiF jedes Jahr – viele Veranstaltungen sind auch für Studierende der Universität geöffnet. Das Besondere: Fellows der Forschungsgruppen können im ZiF wohnen. Kleine Apartments oder größere Wohnungen für ganze Familien stehen zur Verfügung. „Die Nähe zum Teutoburger Wald sowie die damit verbundene Ruhe werden sehr geschätzt“, sagt die Geschäftsführerin.

In insgesamt sechs Bauabschnitten wird der Bau- und Liegenschaftsbetrieb NRW (BLB) das Universitätshauptgebäude sanieren und modernisieren. Aktuelle Informationen, Meldungen, Filme und Bilder zu den Modernisierungsmaßnahmen der Universität gibt es im Internet:

www.uni-bielefeld.de/bau

www.uni-bielefeld.de/baureporter

Fragen und Antworten

Immer wieder erreichen uns Fragen rund um die Themen „Bau“ und „Modernisierung“. Besonders häufig gestellte beantworten wir im H1. Gibt es eine Frage, auf die wir eine Antwort finden sollen? Einfach eine Mail senden an: h1@uni-bielefeld.de.

FRAGE:
Was passiert mit den Kunstwerken auf der Bautrennwand, nachdem der erste Bauabschnitt fertiggestellt ist?



Christian Müller

FRAGE:
Zufall, ein Witz der Bauarbeiter oder doch das „Bielefelder Gleis 9 3/4“ – was ist der Grund für die „Treppe ins Nichts“ in der Universitätshalle?



Rena Karenfort

FRAGE:
Wird das Audimax auch saniert?

ANTWORT
von Christian Müller, Kulturreferent im Allgemeinen Studierendenausschuss (AStA) der Universität Bielefeld
„Bereits bei der Organisation des Graffiti-Festivals war klar, dass die entstehenden Kunstwerke temporär sein werden. Graffiti ist eine Kunstform, die lebt und sich immer wieder verändert. Auch wenn die Bilder später nicht mehr materiell vorhanden sind, werden wir alle sie noch eine ganze Weile in positiver Erinnerung behalten. Außerdem wird diese Bauwand im Modernisierungsprozess der Universität sicher nicht die einzige sein – weitere Projekte sind für uns denkbar. Dieser Wechsel schafft Lebendigkeit.“

ANTWORT
von Andreas Götz, Architekt beim Bauherrn, dem Bau- und Liegenschaftsbetrieb (BLB) NRW, Niederlassung Bielefeld
„Das Audimax, das inmitten des ersten Bauabschnittes liegt, wurde im Bereich der Lüftungstechnik schon teilsaniert. Vollständig modernisiert wird es später parallel zur Endphase der Modernisierung des gesamten ersten Bauabschnitts. Dazu wird, wie aktuell im gesamten ersten Bauabschnitt auch, im Bereich des Audimax vorab die entsprechende Schadstoffsanierung durchgeführt. Anschließend werden dann zum Beispiel der Bodenbelag und die Akustikflächen, die Bestuhlung, die Heizung und Lüftungsleitungen, die Medientechnik sowie die Elektrik und Beleuchtung erneuert.“



Andreas Götz

ANTWORT
von Rena Karenfort, Ingenieurin beim Bauherrn, dem Bau- und Liegenschaftsbetrieb (BLB) NRW, Niederlassung Bielefeld
„Es ist tatsächlich ein witziger Zufall, dass es in der Universität nun eine ‚Treppe ins Nichts‘ gibt. Im ersten Moment denkt man vielleicht auch an einen Fehler; dabei ist der Grund recht einfach. Der erste Bauabschnitt des Hauptgebäudes musste mit einer Wand vom Rest der Universität abgetrennt werden. Dafür gab es mehrere Gründe: Brandschutz, Sicherheit und Schutz vor Lärm und Schmutz. Diese Wand verläuft direkt vor der – nun nicht mehr sichtbaren – Brücke K, mit der die Treppe weiterhin verbunden ist. Die Treppe ist nun ein Hingucker in der Universitätshalle... und wer weiß schon, wie viele Studierende das ‚Bielefelder Gleis 9 3/4‘ ausprobiert haben?“

Astrobiologie – ein Seminar wird zum Experiment

Die Frage nach dem Ursprung des Lebens auf unserer Erde beschäftigt die Wissenschaft schon sehr lange. Auch in einem interdisziplinären Seminar wird dem großen Rätsel auf den Grund gegangen, wie aus unbelebter Materie Leben entstand. Von Matthias Becker

Welche Wissenschaft beschäftigt sich mit der Frage, was Leben ist? Die Antwort von vier Lehrenden der Universität Bielefeld: die Astrobiologie – eine neue, aufstrebende Disziplin. Hanna Bednarz (Biologie), Petra Lutter (Biomathematik), Karsten Niehaus (Biologie) und Dominik Schwarz (Kosmologie) waren so von dem Thema begeistert, dass im Sommersemester 2012 das interdisziplinäre Seminar „Astrobiologie: Nicht von dieser Welt?“ ins Leben gerufen wurde.

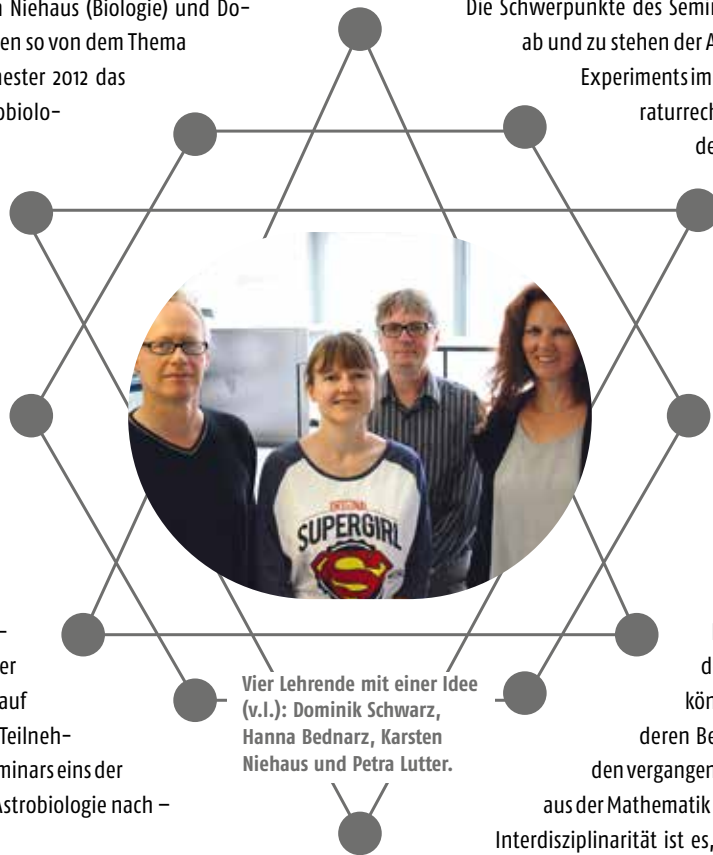
Am Anfang des Seminars stand erst einmal die Theorie im Vordergrund: Was ist eigentlich Astrobiologie und welche Themen werden durch sie abgedeckt? Die Arbeit sollte jedoch nicht lange nur theoretisch bleiben: „Wir haben uns gedacht, um sich einer Materie nähern zu können und sie zu vertiefen, ist es schon wichtig, auch praktisch an die Sache ranzugehen.“ Um dem Rätsel nach der Entstehung von Leben im Labor auf den Grund zu gehen, bauten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Seminars eins der bekanntesten Experimente der Astrobiologie nach – das Miller-Experiment.

Bei dem Experiment soll in einer geschlossenen Glasapparatur die Uratmosphäre nachgestellt werden. Dafür wird die Apparatur mit Ammoniak, Methan, Wasser und Wasserstoff gefüllt. Von diesen Elementen glaubt man, dass sie in der frühen Erdatmosphäre vorkamen. Dem Ganzen wird dann noch elektrische Energie zugeführt. „Das soll die Ursituation simulieren“, so Petra Lutter, „einer Hypothese nach hat es ganz oft geblitzt.“ Nach kleinen Rückschlägen, einigen Glasscherben und vielen Überstunden war die Bielefelder Gruppe dann auch erfolgreich. Genau wie im

Originalexperiment konnten sie Aminosäuren nachweisen – einfache Biomoleküle, die als Grundbausteine des Lebens gelten.

Die Schwerpunkte des Seminars variieren über die Semester; ab und zu stehen der Ausbau und die Weiterführung des Experiments im Vordergrund – manchmal die Literaturrecherche. Hier sieht Lutter den Erfolg des Seminars ganz stark im Engagement der Studierenden: „Dann bringt wieder jemand eine neue Publikation ein, auch wenn das Seminar vielleicht gerade gar nicht läuft.“ Die Studierenden können jederzeit an die Lehrenden des Seminars herantreten. „Das ist für mich ein wesentlicher Bestandteil dessen, was Studieren eben ausmacht“, meint Lutter.

Primär richtet sich das Seminar an Naturwissenschaftsstudierende ab dem fünften Semester; theoretisch können aber auch Studierende aus anderen Bereichen teilnehmen. So gab es in den vergangenen Semestern schon Teilnehmende aus der Mathematik oder der Philosophie. Gerade diese Interdisziplinarität ist es, die Lutter besonders begeistert: „Das Schöne in Bielefeld ist: Wenn ich jetzt eine chemische Frage habe, dann gehe ich zur Fakultät für Chemie, bei einer anderen gehe ich zur Physik. Diese Idee, alles unter einem Dach zu haben, können wir in diesem Seminar leben.“ ■



Vier Lehrende mit einer Idee (v.l.): Dominik Schwarz, Hanna Bednarz, Karsten Niehaus und Petra Lutter.

Es gibt einen Film über das Seminar im YouTube-Kanal der Universität Bielefeld: „Astrobiologie – Ein Seminar wird zum Experiment“.



Brian Rozema nimmt seine Vorlesungen im Büro auf und lädt sie für die Studierenden im LernraumPlus hoch.

Im digitalen Seminarraum

Laptop, Smartphone oder Tablet – digitale Medien gehören zum Universitätsalltag. Texte werden digital zur Verfügung gestellt, Lerngruppen über Foren organisiert und Aufgaben online abgegeben. Die Lernplattformen der Universität bieten hierfür die digitale Infrastruktur.

Von Jana Bremer

Beim Stichwort Geschichtsunterricht denken viele ans Auswendiglernen von Jahreszahlen, an Textarbeit und lange Vorträge. Aber das geht natürlich auch anders. Brian Rozema unterrichtet American History in der Abteilung British and American Studies (Anglistik) der Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft. Damit sein Geschichtsunterricht nicht trocken ist, nutzt er für den Kurs die digitale Lernplattform LernraumPlus.

Rozema hält die Vorlesungen für seinen Kurs „American History“ nicht im Hörsaal. Stattdessen nimmt er sie in seinem Büro vor dem Bildschirm auf und lädt die Videos dann im LernraumPlus hoch. Die Studierenden können sich so die Vorlesungen zu Hause anschauen. Während der Präsenzveranstaltung hat er damit Zeit gewonnen für Aktivitäten und Debatten über den Inhalt des Kurses: „Das ist hoffentlich interessanter, als sich einfach nur Notizen zu machen. Zum Beispiel wenn man sich in die Perspektive einer historischen Person hineindenkt und fragt: Wie würde ich es machen, hätte ich damals gelebt?“ Diese Unterrichtsmethode nennt sich „Flipped Classroom“ oder „Umgedrehter Unterricht“: Die Vorlesungen schauen sich die Studierenden zu Hause an und die Übungen finden im Seminar statt.

„Die Struktur des LernraumPlus orientiert sich an dem Aufbau einer Schule“, erklärt Jan Felix Trettow, Mitarbeiter im Bereich eLearning/Medien im Zentrum für Lehren und Lernen. „Die ganze Lernplattform ist wie das Schulgebäude und darin befinden sich einzelne Kursräume, in denen es Aktivitäten gibt. Die Lernenden gehen in die verschiedenen Kursräume und bearbeiten dort an den einzelnen Stationen bestimmte Aufgaben.“

Lernplattformen können von Lehrenden genutzt werden, um digitale Lehrinhalte zu erstellen – und das ohne das technische Know-how, wie Internetseiten funktionieren. Aber was sind das für digitale Lehrinhalte? Zum einen nutzen Lehrende die Lernplattformen zur digitalen Unterstützung und Organisation ihrer Lehre: Sie laden hier Dokumente hoch, sammeln Aufgaben ein und kommunizieren mit den Studierenden. Diese Funktionen sind laut Trettow am häufigsten gefragt und können auf der universitätseigenen Lernplattform Lernraum realisiert werden. Darüber hinaus werden Lernplattformen fürs eLearning genutzt. Wer seine didaktischen Methoden direkt digital umsetzen möchte, findet im LernraumPlus meist die richtige Plattform: Die Funktionen reichen von eingebetteten Videos über Selbstlern-tests bis hin zu gemeinsamen Wikis.

Die Lernplattformen Lernraum und LernraumPlus gibt es erst seit Kurzem. „Schon wieder etwas Neues“, war der erste Gedanke von Rozema, als er von dem Umstieg erfahren hat. Doch die Eingewöhnung ging schnell und das System bietet viele Vorteile. Die Lernplattformen bilden jetzt zusammen mit dem eKW, dem elektronischen Vorlesungsverzeichnis, ein zentrales System. „Das heißt, die Lehrenden wissen direkt, wo sie was finden. Sie müssen sich nur noch einmal einloggen für alle drei Dienste und die Listen der Teilnehmenden können zentral im eKW gepflegt werden“, so Trettow.

Die Lernplattformen sollen Lehrende bei der Gestaltung ihrer Veranstaltungen unterstützen und den Studierenden ein flexibleres Lernen ermög-

lichen – im eigenen Tempo und mit den eigenen Schwerpunkten. Auch in Brian Rozemas digitalem Seminarraum sind die Studierenden zeitlich und örtlich ungebunden. Die Vorlesung zur American History können sie auch während ihres Auslandssemesters in New York verfolgen. Und Veranstaltungen mit hohen Teilnehmendenzahlen bleiben interaktiv, was ohne die digitalen Lernplattformen kaum möglich wäre, wie Rozema findet: „Wir müssen uns darauf einstellen und solche schönen Werkzeuge nutzen, um alle Studierenden besser zu bedienen und ihnen die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken.“ ■

Die Lernplattformen der Universität Bielefeld

Was ist neu?

Die Lernplattformen Lernraum und LernraumPlus sind neu und lösen Stud.IP und Unimoodle ab. Zusammen mit dem eKW bilden sie ein zentrales System. Die drei Dienste bauen direkt aufeinander auf: eKW -> Lernraum -> LernraumPlus.

Was ist wo?

Das eKW ist das elektronisch kommentierte Vorlesungsverzeichnis der Universität Bielefeld. Hier können die Studierenden alle Informationen zum Lehrangebot der Universität finden und sich für Veranstaltungen anmelden. Der Lernraum ist die zentrale Lernplattform der Universität Bielefeld. Die Lernräume sind an die Veranstaltungen aus dem eKW gekoppelt. Im Lernraum können Lehrende zum Beispiel Dokumente hochladen und Mitteilungen schreiben. Außerdem gibt es ein Forum, in dem sich die Kursteilnehmenden austauschen können, und die Möglichkeit, zusammen Dokumente zu bearbeiten. Der LernraumPlus erweitert die Funktionen vom Lernraum. Lehrende, die in ihren Kursen interaktive eLearning-Anwendungen nutzen möchten, können hier zum Beispiel gemeinsame Wikis, Umfragen oder Gruppenarbeiten einrichten. Der LernraumPlus ähnelt dem Unimoodle, das bis zum Wintersemester 2015/16 genutzt wurde, denn beide Dienste basieren auf der Open-Source-Software Moodle.

Wie funktioniert die Anmeldung?

Das eKW und die digitalen Lernplattformen Lernraum und LernraumPlus sind miteinander verbunden. Die Studierenden brauchen sich also nur einmal einloggen (mit Matrikelnummer und Rechenzentrums Passwort) und können alle drei Dienste nutzen. Wer im eKW bei einer Veranstaltung als „teilnehmend“ markiert ist, ist damit auch direkt in dem Lernraum zur Veranstaltung eingetragen, sofern es einen gibt. Für den LernraumPlus ist es notwendig, sich noch einmal separat einzutragen. Das geht, indem aus dem Lernraum heraus der LernraumPlus aufgerufen wird.



DER LERNRAUMPLUS BIETET VIELE WEITERE FUNKTIONEN, WIE ZUM BEISPIEL:

- X ÜBUNGEN UND TESTS
- X GRUPPENARBEITEN
- X WIKIS & GLOSSARE
- X FEEDBACK & UMFRAGEN
- X VIELE LEHRMATERIALFORMATE

„Ein Hörsaal heißt nicht ohne Grund ‚Hör’saal“

Ist die barrierefreie Universität eine Utopie? Das Studieren mit einer Behinderung oder einer chronischen Krankheit ist häufig mit einigen Hürden verbunden. Dennoch lohnt es sich, diese zu nehmen und im Studium durchzustarten. Das Referat für Studierende mit Behinderung und chronischer Erkrankung (RSB) als autonomes Referat des AstAs der Universität und Teil der Studierendenschaft ist für Betroffene dabei eine wichtige Anlaufstelle.

Von Lisa Kottmann



Was macht das RSB und mit welchen Problemen können sich betroffene Studierende an die Beratungsstelle wenden?

Richard Heß: Wir bieten den Studierenden in erster Linie Beratung zur Erleichterung ihres Studiums. So helfen wir zum Beispiel bei verschiedenen Prüfungsmodalitäten wie dem Nachteilsausgleich oder der Härtefallregelung, bei der zwei Prozent der Studierenden aufgrund ihrer Behinderung oder chronischen Erkrankung zum Studium zugelassen werden können. Aber auch bei der Studienfinanzierung oder dem Beantragen von studienbezogenen Hilfsmitteln können wir hilfreiche Tipps geben. Generell möchten wir den Betroffenen aber auch einfach einen Ort des gemeinsamen Austauschs frei von Ausgrenzungen und Stigmata geben.

Warum habt ihr euch dazu entschieden, beim RSB aktiv zu werden?

Roswitha Rother: Bei dem RSB engagiere ich mich seit sechs Jahren aufgrund eigener Betroffenheit. Ich bin gehörlos und kann nur durch ein Cochlea-Implantat hören. Aber ein Hörsaal heißt nicht umsonst „Hör“saal – man muss hören können. So wie meine Taubheit sind über 90 Prozent der Behinderungen auf den ersten Blick nicht zu erkennen. Alltägliche Hindernisse wie die zahlreichen Kommunikations- und Informationsbarrieren in der Universität sind für Außenstehende nicht präsent. Dabei sind sensorische und psychische Behinderungen viel studienerschwerender als körperliche. Mir ist es wichtig, das Bewusstsein für die verschiedenen Barrieren zu sensibilisieren und auf Mängel aufmerksam zu machen.

Betroffene beraten Betroffene. Welche Vorteile hat das?

Roswitha Rother: Man wird in dieser Gesellschaft oft fremdbestimmt von „gesunden“ Menschen. Hier soll genau das Gegenteil im Sinne der Selbstbestimmung erfolgen. Durch die eigene Betroffenheit der Mitglieder kann man sich mit mehr Verständnis und Vertrauen begegnen. Alle von uns haben bereits Diskriminierungserfahrungen gemacht und wissen, wie erschwerend eine Krankheit oder Behinderung sein kann.

Neben den Beratungsangeboten bietet ihr nicht nur studienrelevante Hilfe, sondern auch zahlreiche Veranstaltungen und Projekte. Welche Rolle spielt insbesondere der Einsatz von Medien dabei?

Richard Heß: Die Medien sind in verschiedener Weise Teil unserer Veranstaltungen. So bieten wir verschiedene Lesungen und Filmvorführungen, aber auch Fotoworkshops sowie die Schreibwerkstatt an. Hier versuchen Interessierte gemeinsam, in künstlerischer Art und Weise unterschiedliche Perspektiven auf das Thema „Behinderung“ zu entwickeln. Generell sind Medien für Studierende mit Behinderung eine große Hilfe; hier sind zum Beispiel barrierefreies Webdesign für Sehbehinderte sowie Ferndolmetzung für Gehörlose via Skype zu nennen.

Zu unseren Aktionen zählt aber auch, ganz klassisch, ein gemeinsames Kaffeetrinken, bei dem sich die Studierenden mit Behinderung und chronischer Erkrankung in einem geschützten Raum austauschen können. ■

www.rsb-bielefeld.de

E-Mail: rsb@asta-bielefeld.de

Raum C1 – 186 (im Universitätshauptgebäude auf der AstA-Galerie)

Sprechzeiten: Montags von 11.00 bis 12.00 Uhr

Mittwochs von 14.30 bis 16.00 Uhr

Weitere Beratungsangebote und Informationen für Studierende mit Behinderung und chronischer Erkrankung sind hier zu finden:
www.uni-bielefeld.de/handicap



Georgina Willms

Dozentin für Englisch im Fachsprachenzentrum

Von Hannes Westermann

Schreiben fällt Georgina Willms generell leichter als Sprechen. Sowohl auf Deutsch als auch auf Englisch. „Ich weiß nicht warum. Ob ich einfach nur schüchtern bin, ich kann es nicht sagen, es war schon immer so.“

Für viele Studierende ist häufig genau das Gegenteil der Fall. Eine formale E-Mail auf Englisch zu schreiben, kann schnell zu einer Herausforderung werden: Wie ist die Anrede und welche Ausdrücke sind höflich genug und welche nicht? Defizite auf diesem Gebiet können im Ellipsis English Writing Support Centre beseitigt werden. Willms unterrichtet dort das formale und akademische Schreiben auf Englisch. „Bei Ellipsis können wir allen Studierenden helfen, egal welches Englischniveau, quasi von Anfängerübungen bis hin zur Doktorarbeit.“

Warum es die gebürtige New Yorkerin nach Ostwestfalen verschlagen hat? Ein Freund hat sie gefragt, ob sie nicht nach Bielefeld kommen möchte – und sie sagte zu. Seit drei Jahren ist Willms nun an der Universität Bielefeld. Vorher hat sie in Pittsburgh akademisches Schreiben unterrichtet. „Einer der häufigsten Fehler von Deutschen beim Schreiben auf Englisch ist die Verwechslung von ‚if‘ und ‚when‘“, erklärt Willms. „Die Verwendung der

korrekten Grammatik und ein erweiterter Wortschatz vergrößern auch den Kreis der Personen, mit denen man kommunizieren kann.“ Willms hat einen einfachen Tipp zum Fremdsprachenlernen: Sie hat ihr Handy auf die deutsche Sprache umgestellt und übt auf diese Weise ganz nebenbei das Lesen auf Deutsch.

Gerade durch die neuen Medien bekomme die schriftliche Kommunikation wieder eine viel größere Rolle. „Manchmal sind wir uns gar nicht bewusst, wie viel wir am Tag schreiben. Es kommt schon mal vor, dass ich sogar informelle E-Mails meiner Studierenden korrigiere. Ich kann aber auch aus meiner Rolle als Lehrerin raus“, schmunzelt Willms. ■

„Bitte Platz nehmen ...“ – in dieser Rubrik stellt H1 Menschen in der Universität vor, die sich engagieren, an spannenden Projekten beteiligt sind oder interessanten Tätigkeiten nachgehen. Gibt es jemanden, den wir einmal vorstellen sollten? Einfach eine Mail schicken an: h1@uni-bielefeld.de.

Unendliche Aktenschränke und lernende Brillen

Selbstfahrende Autos, Virtual-Reality-Spiele oder intelligente Kühlschränke. Bei vielen Erfindungen entsteht das Gefühl, sie haben das Potenzial, die Selbstständigkeit von Menschen einzuschränken – oder sie dazu zu bringen, sich nie mehr zu bewegen. Am Exzellenzcluster Kognitive Interaktionstechnologie (CITEC) der Universität Bielefeld gehen die Forscherinnen und Forscher andere Wege. Drei Beispiele.

Von Andreas Hermwille



DIE INTELLIGENTE BRILLE

Mehl rein, dann rühren: Der Trägerin der AR-Brille werden Vorschläge angezeigt, was sie als Nächstes tun soll.

Die Virtual-Reality-Brille gehört zu den Symbolobjekten der Medienrevolution. Am CITEC arbeitet unter anderem Dr. Thies Pfeiffer mit VR-Brillen. Er interessiert sich weniger für die unterhaltende, sondern vor allem für die nützliche Dimension: „In einer virtuellen Realität kann man Handlungsabläufe trainieren oder Stresssituationen üben, die man sonst gar nicht oder nur mit sehr großem Materialaufwand simulieren könnte.“ Ein Beispiel dafür ist eine Kooperation, die das CITEC mit der Fachhochschule Bielefeld im Skills Lab aufgebaut hat. Das Skills Lab dient der Ausbildung der Studierenden im Gesundheits- und Krankenpflegebereich. Mithilfe der VR-Brillen können hier Abläufe aus der Pflege geübt werden. „Das ersetzt natürlich kein echtes Training“, schränkt Pfeiffer ein. „Aber das soll es auch gar nicht. So können Abläufe verinnerlicht werden, die in einer echten Übung dann sitzen.“

Ein ebenfalls guter Einsatzort ist das eigene Büro. Mit VR-Brillen könne man sich das räumliche Gedächtnis des Menschen für andere Aufgaben zunutze machen. „Wir können uns lange Zahlen oder Schriftcodes nicht annähernd so gut merken wie die Stellen im Raum, an denen sich verschiedene Gegenstände befinden“, so Pfeiffer. Das VR-Büro ermöglicht die Rückkehr zum übersichtlichen Aktenschrank – mit dem Vorteil, dass er sich durch Wischbewegungen sortieren lässt und unendlich ist. Wenn nötig, kann sich der Aktenschrank auch in eine riesige Projektionsfläche verwandeln, um einzelne Dokumente an die Wand zu werfen und zu vergleichen oder ein Video abzuspielen.

Pfeiffers Beschreibungen, wie ein VR-Büro bedient werden kann, erinnern manchmal an den Science-Fiction-Thriller „Minority Report“. Den Vergleich lehnt er aber ab: „Wie Tom Cruise da steht und mit ausgestreckten Armen herumwedeln muss, um seine Software zu bedienen, ist nicht sehr nutzerfreundlich. Da hätten Sie nach fünf Minuten lahme Arme. Es ist durchaus schlau, auch weiterhin mit einem Tisch zu arbeiten.“

Während die virtuelle Realität mit dem Austausch von Sinneseindrücken arbeitet, also etwa unseren Augen eine andere Welt als die reale gezeigt wird, werden in der Augmented Reality (AR) der Realität Informationen hinzugefügt. Im Projekt ADAMAAS des CITEC wird eine AR-Brille entwickelt, die ihre Umgebung und die Nutzenden erkennt. Außerdem gibt sie ihren Trägerinnen und Trägern Ratschläge, was sie in bestimmten Bewegungsabläufen oder Arbeitsprozessen tun sollten. „Wir sehen die Brille als eine Möglichkeit, Menschen mit erweiterten Handlungsmöglichkeiten in den Alltag zurückzuführen, zum Beispiel als Hilfestellung bei Reha-Maßnahmen“, erklärt Professor Dr. Thomas Schack die Grundidee. Schack ist Leiter der Forschungsgruppe „Neurokognition und Bewegung – Biomechanik“ am CITEC.

Wenn es zum Beispiel darum geht, Schlaganfallpatienten zu helfen, Bewegungen wieder neu zu lernen, so erkennt die Brille nach einem Test, bei welchen Punkten im Bewegungsablauf Probleme auftreten werden.

DAS VIRTUELLE BÜRO



Die Aussicht in einen Wald statt auf Aktenschränke bedarf hier keines großen Umräumens.

Vergisst die Person etwa, vor dem Greifen nach einer Kaffeetasse die Hand zu öffnen, erinnert ein Hinweis im Brillendisplay daran. Aktuell kommt die Brille in den v. Bodenschwingschen Stiftungen Bethel zum Einsatz und hilft ihren Trägerinnen und Trägern beim Betreuen eines Kiosks oder bei Arbeiten in der Werkstatt. Und das scheint bereits zu funktionieren. „Wir bekommen von den Nutzenden durchweg positive Rückmeldungen“, freut sich Schack. „Die AR-Brille gibt den Menschen mehr Selbstständigkeit.“

Dass Technik Selbstständigkeit ermöglicht, ist nicht immer gegeben. Gerade für die älteren Generationen sind die zunehmenden Möglichkeiten unserer Geräte oft mehr Hindernis als Hilfe. Das ist heute vielleicht noch das Handy, das nicht tut, was es soll. Aber es kann in Zukunft auch die Wohnung sein, die sich nicht mehr bedienen lässt.

Da setzt das Projekt KOMPASS an, das ebenfalls am CITEC angesiedelt ist. Teil von KOMPASS ist Billie, ein virtueller Assistent, der Menschen beim Zugriff auf ihre digitale Umwelt helfen soll. „Wir wollen die digitale Barriere überwinden“, erklärt CITEC-Forscher Professor Dr. Stefan Kopp. „Wenn sich unsere Umgebung optimiert, müssen wir sehen, wo der Mensch bleibt.“ Billie soll dabei einen einfachen Zugang zu den Funktionen eines Smart-homes ermöglichen. Aktuell stellt er noch einen Avatar in einem Smart-TV dar, der bei der Terminplanung hilft. Aber nach der Idee von Kopp und seinem Team soll er bald auch auf ein offen gelassenes Fenster hinweisen oder empfehlen, mit Jacke das Haus zu verlassen, wenn es regnet. Das, was Billie so einzigartig macht, ist seine Sprachsteuerung. Ein Warnlicht im Garderobenspiegel oder eine Handy-App, die Alarm schlägt, wenn der Herd noch an ist, wären ebenfalls Möglichkeiten und technisch leichter umsetzbar gewesen. Aber ein Warnlicht kann keine Fragen beantworten und Hinweise nicht erläutern. „Sprache ist der Schlüssel für die leichte Zugänglichkeit“, betont Kopp. „Aber für uns ist sie am schwierigsten

zu programmieren.“ Gerade wenn die Aufgabenbereiche von Billie größer werden, steigt die Möglichkeit der Fragen und Anweisungen, die der Assistent verstehen muss. Doch für seine ersten Einsatzbereiche, die Termin- und Alltagsplanung, soll Billie in zwei bis drei Jahren bereit sein.

Die Science-Fiction-Fantasie, dass Maschinen uns Menschen bald abschaffen, bleibt immer noch präsent. In den Projekten des CITEC zeigt sich aber ein anderer Ansatz: Statt nach dem Weg zu suchen, wie Technik optimal arbeiten kann, wird mit dem virtuellen Trainingsraum, der Lernbrille oder dem Wohnungsassistenten der Weg gesucht, wie Technik optimal den Menschen unterstützt. Auch wenn das manchmal schwieriger ist. ■



DER WOHNUNGSASSISTENT

Billie plant gemeinsam mit einer Nutzerin die Termine der Woche.



Medienvielfalt: Jeder kann sich seine Informationen selbst zusammenstellen.

Shitstorms, Snapchat, Tweets und Co. – wie soziale Medien die politische Kommunikation verändern

Soziale Medien sind aus dem politischen Alltag nicht mehr wegzudenken. Was hat sich durch die neuen Kanäle verändert? Was bedeuten sie für die Politik? Antworten gibt die Soziologin Jasmin Siri, die die Professur für Politische Soziologie an der Universität Bielefeld vertritt.

Von Mascha Stanzel

Was verändert sich gerade für die Politik in Sachen Medien?

Was wir gerade erleben, ist eine Pluralisierung von Öffentlichkeiten, die miteinander konkurrieren. Das erkennt man unter anderem an Echo-kammern. Darunter ist zu verstehen, dass Nutzer mit großer Wahrscheinlichkeit solche Inhalte ansehen, die ihre Meinung bestätigen. Inhalte, denen man nicht zustimmt, werden ausgeblendet. Das kann die politischen Auseinandersetzungen in sozialen Medien stark beeinflussen. Zum Beispiel kann die Pluralisierung öffentlicher Sphären so zu Konflikten führen, beispielsweise wenn andere Meinungen als unsagbar empfunden werden.

Was bedeuten soziale Medien für die Politik?

Mit den sozialen Medien haben sich auch die Rezeptionsmöglichkeiten verändert. Insofern, dass Menschen sich die Informationen selbst zusammenstellen können. Demnächst führen wir am Lehrbereich Politische Soziologie gemeinsam mit dem Institut für Medien- und Kommunikationspolitik (IfM) in Köln eine Mediennutzungsstudie durch. Dort untersuchen wir, wie Studierende Medien konsumieren und welche Idee von Öffentlichkeit für sie dahintersteckt. Die Vermutung liegt natürlich nahe, dass sie keine Zeitung von vorne bis hinten durchlesen, sondern andere Methoden nutzen, um sich Informationen zu holen.



Eine weitere Veränderung durch die Etablierung sozialer Medien ist, dass sich Massenmedien und Politik auf neue Zeitlichkeiten einstellen müssen. Soziale Medien wie Twitter beschleunigen für etablierte Massenmedien und Politik das Geschäft, weil zum Beispiel erwartet wird, dass sehr schnell auf Fragen reagiert wird.

Wie sollten Politikerinnen und Politiker die Medien verwenden?

Für politisch Tätige ist natürlich ein neuer medialer Kanal immer eine Möglichkeit, Menschen zu erreichen, und damit per se interessant. Meine These ist, dass jedem sozialen Medium eine eigene Logik innewohnt, die über Erfolg oder Misserfolg im Medium bestimmt. Man kann nicht pauschal sagen, in den sozialen Medien muss man dieses tun und jenes lassen, um politisch erfolgreich zu sein. Man muss eher gucken, in welchem Kontext, in welchem Kanal bewege ich mich gerade und welche Öffentlichkeit wird in diesem Medium hergestellt. Da gibt es große Unterschiede. Facebook fördert zum Beispiel eher eine Politik der Freundschaft, man nutzt es, um innerorganisational zu wirken.

Welche neuen Trends in den sozialen Medien beeinflussen auch die Politik?

Auch die Politik bekommt natürlich Konjunkturen mit, die die Popularität von bestimmten Kanälen ausdrückt. Auf der einen Seite hat sich Facebook in der Politik durchgesetzt, was man daran erkennen kann, dass inzwischen alle Mitglieder des Deutschen Bundestages Facebook nutzen. Auf der anderen Seite kann es aber auch schnell wieder uninteressant werden. Man sieht an den Facebook-Nutzerzahlen, dass gerade Jüngere sich vom Medium abwenden. Jetzt ist zum Beispiel Snapchat ein kommendes Medium der politischen Kommunikation, ebenso Instagram. Auf Twitter wiederum finden wir in Deutschland vor allem Funktionseleiten. Man muss sich genau überlegen: Wie funktioniert das Medium, wie ist es politisch einsetzbar? Wen erreiche ich dort? Wichtig ist an dieser Stelle auch der Hinweis, dass wir es mit multimedialen Gegenwarten zu tun haben. Die sozialen Medien funktionieren nicht immer getrennt voneinander, sondern oft wird quer aufeinander verwiesen. Man verlinkt ein YouTube-Video auf Facebook oder postet einen Artikel aus der „Süddeutschen“ bei Twitter.

Welche negativen Folgen können sich aus den neuen Rezeptionsmöglichkeiten ergeben?

Die Nutzerinnen und Nutzer können sich in individualisierten Filterbubbles wiederfinden. Die Filterbubbles entstehen als eine Nebenfolge des Programmierens, wenn Algorithmen berechnen, welche Informationen wir mögen könnten, und uns diese anbieten und andere ausfiltern, die uns laut der Logik des Programms nicht gefallen. Die soziale Konsequenz dieser eigentlich ja oft praktischen Angebotslogik kann sein, dass wir gegebenenfalls weniger tolerant gegenüber anderen Meinungen werden. Gerade Gruppen, die extreme Positionen vertreten, nutzen soziale Medien besonders stark, um eine alternative Öffentlichkeit zu etablieren. Ich habe zu Rechtsextremismus und Rechtspopulismus in sozialen Medien geforscht



Dr. Jasmin Siri

und hier wird deutlich, dass diese Gruppen Facebook zur Mobilisierung und auch zur Diskreditierung etablierter Kanäle nutzen.

Wie bewerten Sie die neuen Medien in Bezug auf Demokratie und freie Meinungsbildung?

Die Vielzahl an Kanälen ist einerseits demokratischer – dadurch, dass alle ihre Meinungen kundtun können. Es ist auch eine Chance für Gruppen, nach diskursiver Macht zu ringen, die zuvor keine öffentliche Deutungsmacht hatten. Zugleich entsteht aber auch die Anforderung an alle, die Quellen zu prüfen, die sie betrachten. Und das ist eine erhebliche Herausforderung. Zugleich ist das Netz kein abgekoppelter Raum. Auch hier gibt es Selektionsmechanismen. Wenn politische Inhalte bei Twitter geteilt werden, sind es zum Beispiel oft Verweise auf journalistische Qualitätsprodukte. Die Debatte spaltet sich also nicht komplett ab.

Es lässt sich ein Trend zur Polarisierung politischer Meinungen in Social Media erkennen. Wenn ich mir meine medialen Inhalte selbst zusammensuche, steigt die Wahrscheinlichkeit, sich in die bereits erwähnten Echokammern zurückzuziehen. Das kann (normativ) durchaus als ein demokratiepolitisches Problem betrachtet werden. ■

Facebook-Studie:

Siri, Jasmin, Melchner, Miriam & Wolff, Anna (2012). The Political Network – Parteien und politische Kommunikation auf Facebook. In: Kommunikation @ Gesellschaft – „Phänomen Facebook“, Hg. von Christian Stegbauer, Jan-Hinrik Schmidt, Klaus Schönberger & Nils Zurawski. 29 Seiten. Online abrufbar unter: www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=28273.

Twitter-Studie:

Siri, Jasmin (gem. mit Katharina Seßler) (2013). Twitterpolitik. Politische Inszenierungen in einem neuen Medium. Mit einem Vorwort von Lutz Hachmeister. Berlin/Köln: Institut für Medien- und Kommunikationspolitik. Gefördert von der Stiftung Mercator. <http://medienpolitik.eu/cms/media/pdf/Twitterpolitik.pdf>

Beziehungsstatus: App-Beziehung

Ein romantischer Liebesbrief mit Tinte geschrieben, auf sorgfältig ausgewähltem Papier, womöglich noch mit einer gepressten Blüte, in dem mit der eigenen DNA zugeklebten Umschlag. Diese handgeschriebene, mit Kringel verzierte Romantik geht in unserer Zeit oft verloren. Stattdessen gibt es „romantische“ Herzen-Emojis, Luftkuss-Selfies und Voice-Mails, die das gemeinsame Lieblingslied wiedergeben und die Kilometer zwischen den Partnern mit mehr Gefühlen pflastern sollen. Also, Effizienz oder Verfall der zwischenmenschlichen Kommunikation?

Von Yvonne Laudien

Wir Studierende sehen uns durch die Vielzahl an Möglichkeiten immer wieder mit Fernbeziehungen konfrontiert. Praktisch erscheint uns da die digitalisierte Momentaufnahme. Aber ist diese mediale Evolution der letzten Jahre wirklich ein Fortschritt oder stehen emotionslose Emoticons und der Grammatik zuwiderlaufende Kurznachrichten eher für einen Rückschritt der Kommunikation, für die man sich einst noch Zeit nahm?

umstellung und des fehlenden Empfangs im brasilianischen Hinterland kostet das oftmals Energie und Nerven. Über Whatsapp laufe die mediale Distanzüberbrückung aber ganz gut und Alltagsinformationen werden in Echtzeit über den Atlantik ausgetauscht. Als besonders romantisch beschreibt Sina diese tägliche Abwicklung des schnellen, aktuellen Informationsaustauschs jedoch nicht. „Die Qualität der Kommunikation in diesen kurzen Whatsapp-Nachrichten nimmt schon ab“, gesteht sie.

Eigentlich wäre es besser, wenn man sich für die Kommunikation mehr Zeit nehmen würde und sie lebendiger gestaltete. In Zukunft sieht sich Sina da eher an unmittelbarer Seite Juniors in Brasilien – ohne Touchscreen und Atlantik zwischen ihnen.

”

Sina Spiekermeier

Sina studiert in Bielefeld Deutsch als Fremdsprache und Germanistik. Junior traf sie während eines Auslandsaufenthaltes in Salvador, Brasilien. Über eine Fernbeziehung wurde da erst einmal gar nicht nachgedacht. Man hatte eben keine Wahl. Mittlerweile leben Sina und Junior seit vier Jahren eine Fernbeziehung. Dabei sind sie nie länger als vier Monate getrennt, denn Sinas Semesterferien verschaffen den beiden die nötige gemeinsame Zeit. Und wenn keine Semesterferien sind? Skypen, whatsappen und telefonieren. Mit den Herausforderungen des Alltags, der Zeit-



SINA SPIEKERMEIER

24 Jahre

4 Jahre Fernbeziehung
mit Junior in Brasilien





ALEJANDRO PAREDES

30 Jahre
1 Jahr Fernbeziehung
mit Sandra in Deutschland



”

Alejandro Paredes

Alejandro konnte sich nie damit anfreunden, täglich skypeend mit seiner Freundin vor dem PC zu sitzen. Verbunden zu sein, ohne dem jeweilig Anderen in seinem Alltag im Weg zu stehen, ist seine Essenz einer erfolgreichen Fernbeziehung. Sandra lernte er in seiner Heimatstadt Quito in Ecuador kennen. Als sie nach Deutschland zurückkehrte, führten sie über ein Jahr eine Beziehung „de distancia“. „Das Erste, was Sandra tat, als sie nach Deutschland zurückkehrte, war, sich ein Smartphone zu kaufen“, erinnert sich Alejandro. „Wir haben mit der App Viber kostenlos über das Internet telefoniert und so praktisch nebeneinander unsere Arbeiten erledigt. Manchmal waren wir noch im Telefonat, wenn wir abends eingeschlafen sind.“ Diese Echtzeitkommunikation über diverse Apps steht nach Alejandro nicht im Vergleich zur handgeschriebenen, teuren Luftpost. Denn ohne regelmäßigen Kontakt fehle es an Sicherheit und Ge-

wissheit. Alejandro ist sich sicher: Indem man heute immer miteinander in Verbindung stehen könne, spüre man die räumliche Distanz kaum noch und könne so etwas wie einen gemeinsamen Alltag teilen. Heute lebt Alejandro mit Sandra in Osnabrück und studiert an der Universität Bielefeld den Master InterAmerikanische Studien. Eine App-Beziehung führt er noch immer, aber diesmal mit seiner Familie und seinen Freunden in Ecuador.

Die App-Kommunikation kann vielleicht keine Berührung ersetzen, doch scheint sie die Vorstellung eines gemeinsamen Alltags generieren zu können. Die Qualität ist es, die durch die Spontanität der Kommunikation leidet; doch ganz realistisch gesehen – auf Quantität statt Qualität wird man sich eventuell auch in einer Nahbeziehung einstellen müssen, alles andere wäre dann doch eher ein Walt-Disney-Märchen. ■

UMFRAGE

Wie ist das Mensa-Essen im Ausland?

Im Auslandssemester ist vieles anders: Neben dem Studienalltag – Kommilitonen, Lehrende, Sprache – hat jede Region auch kulinarische Eigenheiten. H1 hat Studierende gefragt, welche Unterschiede es beim Mensa-Essen gibt. Von Wiebke Rieger



1 **Kirsten Florentine Weber (25) – Biophysik, Auslandssemester an der Université de Toulon an der Côte d'Azur, Frankreich** Natürlich gab es Baguette – sogar kostenlos – zu jedem Essen. Wasser wurde in Karaffen auf die einzelnen Tische gestellt. Im Vergleich zu Bielefeld gab es aber eine geringere Auswahl, besonders an vegetarischen und veganen Gerichten. Das tägliche Angebot war immer eine kleine Überraschung, einen Aushang oder Ähnliches gab es nämlich nicht.

2 **Abdul Rauf (27) – Internationale Soziologie, Bachelor an der University of the Punjab in Lahore, Pakistan** The canteen was smaller and less technically than our canteen in Bielefeld. On a whiteboard in front of the canteen was a list with the menu. A big difference is that everyone who eats at the canteen only needs to pay the price for students. So it is much easier to invite (non-student) friends, because no one asks you to submit your unicard.

3 **Julia Wuchenauer (22) – BWL (FH), zwei Monate mit AIESEC an der Nelson Mandela Metropolitan University in Port Elizabeth, Südafrika** Eher ungewöhnlich für mich war das in Südafrika beliebte Trockenfleisch. Viele Gerichte waren wenig oder schwächer gewürzt, als man es aus Deutschland gewohnt ist. Aufgefallen ist das besonders bei Produkten, die es auch zu Hause gibt. Die Mensa war modern und im Vergleich zu Bielefeld auch größer.

Nachgefragt

Absolventinnen und Absolventen der Universität Bielefeld blicken auf ihre Studienzzeit zurück, geben Einblicke in ihren beruflichen Werdegang und haben auch abseits von Studium und Karriere einiges zu erzählen.

Nach dem Abschluss der Universität verbunden bleiben und den Kontakt zu ehemaligen Kommilitoninnen und Kommilitonen halten? Mit dem Absolventen-Netzwerk der Universität Bielefeld sind Alumni nicht nur gut vernetzt, sondern erhalten auch regelmäßig Informationen über ihre Alma Mater. Mitglied zu werden, ist ganz leicht: www.uni-bielefeld/alumni



Neugierig geworden? Das komplette Interview gibt es unter www.uni-bielefeld.de/alumni/interview



Name: Dr. Benjamin Müller
Alter: 32
Beruf: Geschäftsführer der Biofidus AG
Studium: Molekulare Biotechnologie
Abschluss: Promoviert

Welche beruflichen Ziele hatten Sie vor Ihrem Studium?

So konkrete Vorstellungen hatte ich zu Beginn des Studiums gar nicht. Häufig entwickelt sich das erst in den letzten Zügen des Studiums, was auch kein Problem ist. Gerade heutzutage, bei der immensen Vielfalt an beruflichen Möglichkeiten, ist es relativ schwer, einen Überblick zu bekommen. Auch bei mir waren es mehr oder weniger ein paar Zufälle, die mich auf den Weg in meinen derzeitigen Job gelenkt haben. Ich glaube, dass die wenigsten zu Beginn ihres Studiums genau wissen, was sie beruflich erreichen möchten, und dabei dann auch im Laufe ihres Studiums und Berufs bleiben.

Sie waren an der Gründung der Biofidus AG beteiligt – was ist das für ein Unternehmen?

Die Biofidus AG ist eine Ausgründung aus der AG Zellkulturtechnik von Professor Thomas Noll. Die Beteiligung an der Gründung hat sich daher auch über den Kontakt zu ehemaligen Kollegen während der Promotionszeit in der AG Zellkulturtechnik ergeben. Unser Kerngeschäft sind bioanalytische Dienstleistungen, mit denen wir zum Beispiel pharmazeutische Unternehmen oder akademische

Einrichtungen bei der Forschung und Entwicklung unterstützen. Die Analytik ist dabei in der Regel so komplex, dass sie an externe Labore wie uns weitergegeben werden muss.

Wie hat Ihnen das Studium dabei geholfen, Ihre beruflichen Ziele zu erreichen?

Das Studium hat natürlich das essenzielle Wissen vermittelt. Notwendig dafür, die beruflichen Ziele zu erreichen, sind jedoch vielmehr eine Reihe von persönlichen Eigenschaften und die richtige Einstellung. Man sollte sehr ehrgeizig und fleißig sein. Die Balance zwischen Privatem und Beruflichem muss aber auch stimmen. Jeden Tag 12 bis 14 Stunden zu arbeiten, wird die meisten Menschen früher oder später in ein Burn-out treiben. Ebenfalls wichtig ist ein hohes Maß an Demut gegenüber den eigenen Fähigkeiten und Stärken. Man muss immer an sich arbeiten und dazulernen.

Rückblickend auf Ihre Studienzzeit: Was würden Sie Studierenden mit auf den Weg geben?

Seid ehrgeizig und trotzdem entspannt. Ruht euch nicht auf dem, was ihr erreicht habt, aus und seid immer offen für neues Wissen und neue Ansichten.

Das Interview führte Janina Bergemann.

Relaxt durchs Netz

Datenschutz und Internet – eine unversöhnliche Beziehung? Jeder Klick im Netz wird beobachtet, ausgewertet und genutzt. Mit seiner Erfindung der Relaxbox ermöglicht der Bielefelder Soziologiestudent und Informatiker Stefan Henschel, sich gegen Datendiebstahl, Viren und Werbung zur Wehr zu setzen.

Von Melanie Unger



„Für Leute, die sich damit auskennen, gibt es Möglichkeiten und Tools, um sich vor ungewolltem Datenaustausch zu schützen. Laien hingegen müssen es einfach hinnehmen“, ärgerte sich der 32-Jährige und sammelte im Oktober vergangenen Jahres mit seinem ehemaligen Schulkameraden Max Pohl über die Crowdfunding-Seite „Kickstarter“ genug Kapital, um mit der Produktion der Relaxbox zu beginnen. Die Box ist handgroß, quadratisch und laut Stefan und Max die Antwort auf die quälende Frage: Wie schütze ich meine Daten im Internet? Die Verbraucherinnen und Verbraucher schließen die Box einfach an ihre Rechner an. Keine wirren Anleitungen. Keine komplizierten Konfigurationen.

Die Idee der sogenannten Privacy Boxen ist kein Novum. Seit mehreren Monaten gibt es einen Markt für die neue Produktgattung. Mit ihrer Relaxbox versuchen die Bielefelder Studenten, sich dennoch von anderen Anbietern abzugrenzen, und setzen ihren Schwerpunkt auf die einfache Einrichtung. Aber wie genau schützt die Box die Nutzerinnen und Nutzer?

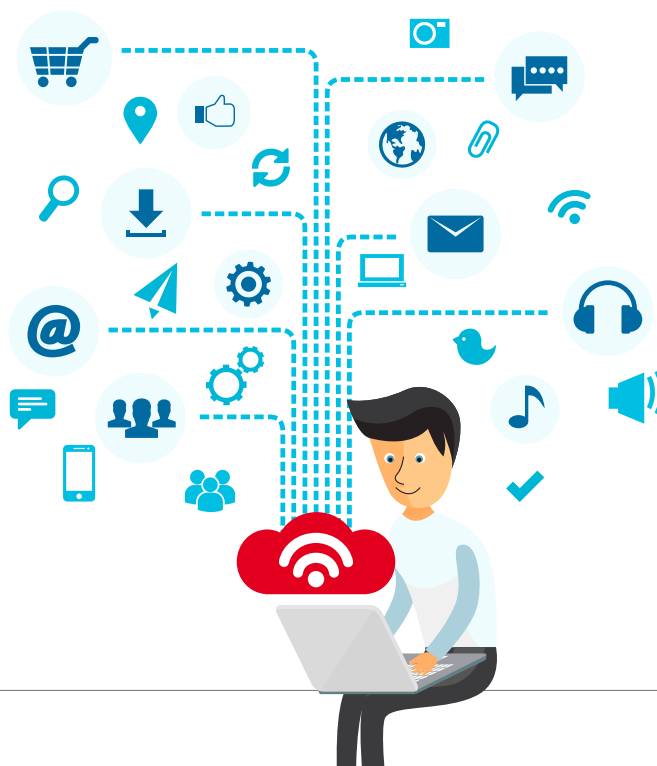
Die eigenständig konfigurierte Box ähnelt einem Router. Dieser baut per VPN (Virtual Private Network) einen verschlüsselten Tunnel zu den Relaxbox-Servern. So werden alle Verbindungsdaten der Kundinnen und Kunden über einen Relaxbox-Server in ein Rechenzentrum geleitet und gelangen von dort erst ins restliche Internet. Die besuchte Webseite sieht so nie die wahren IP-Adressen der Besucherinnen und Besucher, die zum Beispiel das Herkunftsland, die verwendeten Browser oder zuvor besuchte Internetseiten verraten können. Technische Daten und Kundendaten werden

bei den Relaxbox-Servern getrennt, um den Kundinnen und Kunden auch dort ihre Anonymität zu gewährleisten.

Mit der Mechanik der versteckten IP-Adresse lassen sich auch gleichzeitig Inhaltsbeschränkungen umgehen. Nervige „Dieser Inhalt ist in Ihrem Land nicht verfügbar“-Anzeigen können damit Geschichte sein. Außerdem erhalten die Nutzenden mit der Box automatisch einen Virenschutz und eine Firewall. Ebenso verhindert der eingebaute Werblocker Anzeigen von „Singles aus deiner Nähe, die dich kennenlernen wollen“ und weiteren Müll des Internets.

Ausbaubedarf gibt es bei der Relaxbox dennoch: Der Arbeitsspeicher ist mit 32 Megabyte relativ dürrig bemessen. Auch der Virenschutz funktioniert systembedingt nicht auf allen Webseiten.

Für Stefan ist das kein Problem. Denn für ihn ist ein solches Produkt nie fertig im klassischen Sinne. Deswegen entschied sich das Start-up schon bei der Planung für ein offenes System, welches es den Produzenten ermöglicht, Änderungen zu integrieren, um dem stetigen Wandel der Webtechnologie gerecht zu werden. ■





Auch so kann Fachschaftsarbeit aussehen: Daniel, Meryem und Alexander von der Fachschaft Jura verteilen an einem heißen Sommertag Wassereis zur Abkühlung.

FaKo, QuaKo, BeKo – und was Fachschaften sonst so machen

Jeder hat schon einmal von Fachschaften gehört. Aber was machen sie eigentlich genau? Und welche Rolle spielen die Fachschaften in diesem riesigen Universitätskomplex? Eins ist sicher: Jede Fachschaft ist anders.

Von Katharina Knopke

Alles beginnt bei den Ersti-Tagen: Fachschaften organisieren Kennenlernrunden, Stadt-Rallies und Universitätsführungen. Und irgendwie sind sie dann da. Dieser Haufen Menschen, die sich Fachschaft nennen und den ganzen Spaß auf die Beine gestellt haben. Nur wenige Studierende lassen sich aber dafür begeistern, selbst bei einer Fachschaft mitzumachen, und so bleibt für die meisten die Arbeit der Fachschaften verborgen.

Fachschaften haben an der Universität Bielefeld einen ganz besonderen Status. Sie zählen zur Studierendenschaft der Universität, sind aber in der Regel nicht förmlich verfasst. Das heißt zum Beispiel, dass sie nicht gewählt werden und keinen Vorstand haben wie in einem Verein. „Fachschaft ist, wer sich als solche definiert“, stellt Dr. Ulrich Körber vom Dezernat für Studium und Lehre fest. „Sie haben zwar keine förmliche Legitimation, sind faktisch aber da. Und die Selbstorganisation und Zusammenarbeit funktioniert trotzdem.“

Anders sieht es bei der Fachschaft Jura aus. Sie nennt sich „Juristenpack“ und hat sich selbst eine Satzung gegeben. Damit wollten die Mitglieder unter anderem formal klären, wer ein Freisemester bekommt. Freisemester können über Gremienarbeit erlangt werden, also zum Beispiel durch Fachschaftsarbeit, und spielen im Zusammenhang mit dem Staatsexamen eine Rolle, etwa wenn es um die Anzahl der Prüfungsversuche oder die Terminwahl geht. Jährlich wählen die Studierenden der Rechtswissenschaft den Fachschaftsrat, der ihre Interessen vertritt. Ein wichtiges Angebot der Fachschaft Jura ist die Klausureinsicht. „Wir stellen gute Klausuren zur Verfügung“, sagt Dominik, der seit drei Jahren in der Fachschaft aktiv ist. „So ermöglichen wir einen Einblick in den Aufbau von Prüfungen und den Stil der Professorinnen und Professoren.“

Mit einer formalen Regelung stehen die Juristen bislang allerdings alleine da. In der Fachschaft Technik etwa werden auch schon mal Studierende

anderer Studienrichtungen adoptiert. Doch das Interesse ist unabhängig von der Studienrichtung gleich: Sie sitzen in den Gremien der Fakultät und üben ihren Einfluss im Sinne der Studierenden aus. Das wichtigste Gremium ist die Fakultätskonferenz (FaKo). Yannic studiert Molekulare Biotechnologie und sitzt in der Technik-FaKo. Hier hat er eine studentische Stimme. „Ich kann gleichwertig mit Professoren oder Mitarbeiterinnen über Angelegenheiten der Fakultät entscheiden“, betont er. Dabei kann es um die zukünftige Ausrichtung oder um Finanzen gehen. Für die studentischen Mitglieder der FaKo ist die zentrale Frage bei den Diskussionen, wie sich die Entscheidungen auf den Lehrbetrieb auswirken. Aus der FaKo heraus werden außerdem die anderen Gremien bestimmt, zum Beispiel die Berufungskommissionen (BeKo). Sie bestimmen darüber, wer eine Professur besetzt.

„Viele machen sich Sorgen, dass man sich mit Lehrenden zoffen muss, aber das ist nicht der Fall.“

Die Fachschaft Technik gibt es seit den 1990er-Jahren. Sie ist über ihre kontinuierliche Arbeit nicht nur Anlaufstelle für Studierende, sondern auch für Lehrende geworden. „Oft kommen Dozentinnen und Dozenten vorbei und fragen um Rat, etwa wenn es um die Planung einer Lehrveranstaltung geht“, sagt Jonas, der ebenso wie Yannic in der FaKo sitzt. Deutlich jünger ist die Fachschaft Medienwissenschaft (MeWi). Laura und Ragna haben die Fachschaft 2015 gegründet. Anlass war, dass es keine Ersti-Tage gab und sie ins kalte Wasser geschmissen wurden. „Wir sind jetzt vor allem in der Vermittlerposition bei Problemen zwischen Studierenden und Lehrenden; dabei geht es meist um Prüfungsmodalitäten“, resümiert Laura. „Viele machen sich Sorgen, dass man sich mit Lehrenden zoffen muss, aber das ist nicht der Fall.“

Auch das Zwischenmenschliche kommt in keiner Fachschaft zu kurz, spielt doch ein gutes soziales Umfeld eine große Rolle für ein erfolgreiches Studium. Die wohlbekanntesten Partys sind dabei nicht die einzigen Aktionen. Es werden auch Sommerfeste, Grillabende, „Lange Nächte“ für die Fertigstellung von Projekten oder Lerntage organisiert und schweißen die Kommilitonen und Fachschaften zusammen.

Insgesamt verstehen sich die Fachschaften ganz allgemein als Interessenvertretung für die Studierenden ihrer Fakultät oder ihres Studiengangs. Dabei geht es darum, konkrete Probleme zu lösen, aber auch darum, diese erst gar nicht entstehen zu lassen. „Die Fachschaften tauschen sich nicht nur regelmäßig untereinander in einem Treffen aller Fachschaften aus, sondern auch mit dem Rektor der Universität“, erzählt Ulrich Körber. In

den bei den Fachschaften unter „Schnittzentreffen“ bekannten Runden informiert der Rektor die Fachschaften über aktuelle Entwicklungen. Dann geht es etwa um den Umbau des Hauptgebäudes oder den Einsatz von Landesmitteln. Aber dabei ist auch Raum für die Fachschaften, Themen einzubringen. Das können Sorgen um die Mittelverteilung unter den Fakultäten nach einem neuen Modell oder auch vermeintliche Banalitäten wie fehlende Ausschilderungen sein. Auf Fakultätsebene sind dann wieder die Fachschaften gefragt. „In der Qualitätsverbesserungskommission (QuaKo) wird darüber entschieden, wie Mittel eingesetzt werden, um die Lehre an den Fakultäten zu verbessern“, erklärt Jonas. Übrigens kann jeder Studierende in seiner Fachschaft aktiv werden und in einem Gremium sitzen, es zählen vor allem Interesse und Engagement. ■



Sascha und Jonas von der Fachschaft Technik suchen zur Prüfungsvorbereitung eine alte Klausur aus dem Fundus.

Softball an der Universität Bielefeld

Baseball, oder auch die Variante Softball, ist ein Sport, den man in Deutschland hauptsächlich aus alten amerikanischen Komödien kennt. Nach zehn Jahren Pause hat die Universität Bielefeld wieder einen Softball-Hochschulsportkurs. Hannes Westermann aus der H1-Redaktion hat ihn ausprobiert.

Von Hannes Westermann



Kursleiter Giovanni Carlucci macht vor, wie man den Ball weit wegschlägt.



Den Kampf Schlagmann gegen Werfer gewinnt man im Kopf – der richtige Helm ist die halbe Miete, findet H1-Autor Hannes Westermann.

Softball ist ein Sport mit kurzen, schnellen Spielzügen. Deshalb heißt es am Anfang auch für uns Teilnehmende warm laufen und dehnen. Dann wird es schon konkreter: Fangen und Werfen zu zweit und in der Gruppe. Ich finde es nicht besonders schwer, den Ball zu erwischen, aber man trägt ja auch einen ziemlich großen Handschuh. Als wir die Distanz vergrößern, wird es allerdings komplizierter. Das sichere Fangen muss sitzen, denn wie mir Kursleiter Giovanni Carlucci erzählt, ist die häufigste Verletzung beim Softball ein blauer Fleck.

Nachdem wir das Werfen und Fangen des Balles geübt haben, kommen wir zum spannendsten, aber auch zum schwierigsten Teil, wie ich finde: das Schlagen. Endlich mal einen echten Softballschläger in der Hand halten und draufhauen. Für mich als Anfänger wird der Ball auf eine Gummivorrichtung gelegt und ich muss ihn von dort wegschlagen. Das kriege ich einigermaßen hin; ich treffe den Ball, aber er fliegt noch nicht besonders weit. Gerade als ich den Dreh ein wenig raushabe, gibt Giovanni die Anweisung, dass jetzt gespielt wird. Meine Mannschaft muss zuerst angreifen, also die Bälle, die uns die gegnerische Mannschaft zuwirft, weit wegschlagen. Für Giovanni macht das Duell zwischen Werfer und Schlagmann den Reiz des Softballs aus: „Es ist ein bisschen wie beim Elf-meterschießen im Fußball. Die Frage ist: Trifft man oder trifft man nicht?“

Als ich es nach ein paar Fehlversuchen tatsächlich schaffe, den Ball ins Feld zu schlagen, renne ich los. Das erinnert mich an Brennball. Mein Ziel ist ein Homerun, das heißt, das gesamte Spielfeld zu umlaufen. Das verhindert die gegnerische Mannschaft. Aber in kleinen Schritten arbeite ich mich näher ans Ziel und kann dadurch meinen ersten Punkt machen. Und das ohne Vorerfahrung.

„Softball ist eine vereinfachte Variante von Baseball“, erklärt mir Giovanni. „Das Spielfeld ist beispielsweise kleiner und die Wurftechnik eine andere.“ Voraussetzungen, um Softball zu spielen, sind lediglich ein Gefühl für den Ball, Lust auf Sport draußen und, um da nicht auszurutschen, Fußballschuhe. In Deutschland ist Softball noch eine Randsportart. Oft haben Vereine schließen müssen, da es zu wenig Nachwuchsspielerinnen und -spieler gab. In Bielefeld scheint der Sport aber auf einem guten Weg zu sein. Denn außer mir sind noch knapp 20 andere Teilnehmerinnen und Teilnehmer zum wiederaufgenommenen Hochschulsportkurs gekommen. ■

Die Regeln

Es treten neun gegen neun an. Ein Spiel besteht aus sieben Durchgängen (Innings). In jedem Inning verteidigt eine Mannschaft (Defense), während die andere angreift (Offense).

Ziel der Offense-Mannschaft: Wenn der Schlagmann den Ball getroffen hat, muss er versuchen, das Spielfeld zu umrunden, um einen Punkt zu erzielen. An den Ecken sind die Bases. Hier dürfen die Läufer stehen bleiben.

Ziel der Defense-Mannschaft: Das Team fängt den Ball so schnell wie möglich, um die Läufer zum Stehen zu bringen. Schafft die Mannschaft es, den Ball aus der Luft zu fangen, ist der Schlagmann direkt raus. Ansonsten scheiden die Läufer aus, wenn der Ball wieder beim Werfer ist und sie nicht an einer Base stehen. Hat die Mannschaft es geschafft, drei der Gegner „out“ zu machen, darf sie selbst angreifen.



The English Drama Group presents ...

Dramatische Szenen in englischer Sprache und die im Anlieferungsbereich unter der Universität? Wer sich in diesen eher unbekanntem Teil des Hauptgebäudes verirrt, könnte Zeuge der einen oder anderen höchst emotionalen Situation werden. Hier, zwischen Notausgängen und Lieferwagen, probt die English Drama Group für ihr aktuelles Stück.

Von Vanessa Rolfsmeier

Die studentische Theatergruppe befindet sich in den letzten Vorbereitungen für die baldige Aufführung. Dabei steht der Probenraum der Universität leider nicht immer zur Verfügung. Bei der Suche nach geeigneten Probeorten sind somit Improvisation und Kreativität gefragt. So werden die Szenen auch schon mal an ungewöhnlichen Orten wie in der Fahrstraße im Keller der Universität durchgespielt. „Für Studierende kennen wir uns hier unten viel zu gut aus“, lacht Angie Starczyk. Als Leiterin der Gruppe ist sie unter anderem für Regie und Casting zuständig. Die Vorbereitung der immer zu Beginn der vorlesungsfreien Zeit stattfindenden Aufführungen bezieht aber alle Gruppenmitglieder in die verschiedenen Aspekte der Produktion ein. Es bilden sich Teams für die Requisiten, Frisuren und Make-up und für noch viele weitere Aufgaben. Die größte Herausforderung liegt laut der Gruppenleiterin jedoch darin, ein Stück mit genügend weiblichen Rollen zu finden. Aus Mangel an männlichen Gruppenmitgliedern adaptierten Sabine Wolf und Angie Starczyk daher im Sommersemester den Klassiker „Pride and Prejudice“. Hier sind von den 24 auftretenden Schauspielern nämlich nur 7 männlich.

Schauspielern deutlich anzumerken. Als Martin Winks, ehemaliger Dozent im Bereich Sprachpraxis, die Gruppe 1976 gründete, hatte er vermutlich eine ähnliche Gruppendynamik im Sinn. Doch ist Theater heute für Studierende noch immer so attraktiv wie damals? Fragt man aktuelle Mitglieder der English Drama Group, so haben die letzten 40 Jahre der Aktualität von Theater keinen Abbruch getan. Im Gegenteil: Bei ihren vergangenen Aufführungen gelang es ihnen, alle 308 Sitze im Hörsaal 7 zu füllen. Moderne Medienentwicklungen haben jedoch auch vor der English Drama Group keinen Halt gemacht: Die Mitglieder produzieren Trailer als Werbung und integrieren Videos als Teil der Handlung in ihre Stücke. Trotzdem ist und bleibt das Besondere am Theater die Erfahrung einer Live-Performance. Man ist sich einig: „Es gibt nichts Besseres als ein Publikum, das mitlacht und mitleidet.“ Das Gefühl, Teil einer einmaligen Darbietung zu sein, ist heute ebenso aktuell wie vor 40 Jahren. Deshalb wird sich wohl auch in Zukunft der Hörsaal füllen, wenn es wieder heißt: „The English Drama Group presents ...“

Für den Erfolg der Produktion zählt vor allem eins: Zusammenhalt. „Wir sind schon fast eine Familie“, erklärt Angie. Wie in einer Familie geht es auch bei den Proben der English Drama Group sehr lebhaft zu. Die Freude am Theater und der englischen Sprache ist den Schauspielerinnen und

Weitere Infos und Kontakt zur English Drama Group gibt's im Internet unter www.englishdramagroup.de.



Proben immer und überall mit guter Laune (v.l.): Angie Starczyk, Nina Martinović, Maximilian Sprengel und Sabiha Durucan.



Beim Absolvententag geleiten Pagen die Gäste mit viel Witz über den roten Teppich.

Höhepunkte und Termine

NOVEMBER

Baustellenkino

9. und 10. November 2016
Universitätshalle

Lesenacht

17. November 2016
Bibliothek

Aktion Wunschstern

23. November 2016
Universitätshalle

Hörsaalslam

30. November 2016
Audimax, UHG

DEZEMBER

Absolvententag

2. Dezember 2016
UHG & Gebäude X

FEBRUAR

Vorlesungsende

10. Februar 2017

Ende der Rückmeldefrist für das Sommersemester 2017

28. Februar 2017

APRIL

Erstsemesterbegrüßung Sommersemester

18. April 2017
Hörsaal 1, UHG

Semestereröffnungskonzert der Bielefelder Philharmoniker

18. April 2017
Universitätshalle

Die nächste H1-Ausgabe erscheint zum Semesterstart am 18. April 2017

Das H1 erscheint immer zum Beginn der Vorlesungszeit.

Ausführliche Infos und einen Überblick über alle Veranstaltungen gibt es hier:

www.uni-bielefeld.de/Termine_und_Fristen

www.uni-bielefeld.de/veranstaltungskalender

Impressum

Herausgeber: Referat für Kommunikation der Universität Bielefeld, Leitung: Ingo Lohuis, Pressestelle: Sandra Sieraad (V.i.S.d.P.) // **Redaktion:** Linda Thomßen // **Redaktionsassistentz:** Marlies Läge-Knuth // **Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieser Ausgabe:** Nuray Hanim Atila, Matthias Becker, Janina Bergemann, Jana Bremer, Andreas Hermwille, Jan-Henrik Hnida, Natalie Junghof, Katharina Knopke, Nina Kothy, Lisa Kottmann, Norma Langohr, Yvonne Laudien, Laura Märk, Kristina Meintrup, Wiebke Rieger, Vanessa Rolfsmeier, Mascha Stanzel, Malin Stuckmann, Melanie Unger, Elena Werner, Hannes Westermann, Marco Zaremba // **Redaktionsadresse und Kontakt:** Universitätshauptgebäude, Universitätsstraße 25, 33615 Bielefeld, Tel. +49 (0) 521 / 106 4147, Fax +49 (0) 521 / 106 2964, h1@uni-bielefeld.de, www.uni-bielefeld.de/presse // **Anzeigen:** Marlies Läge-Knuth, Tel. +49 (0) 521 / 106 4147, marlies.laegelknuth@uni-bielefeld.de // **Designkonzept und Layout:** Artgerecht Werbeagentur GmbH, Bielefeld // **Titelbildgestaltung:** Peter Hoffmann // **Titelbild:** Markus Paulßen

Willst Du ...

... wissen, was auf dem Campus passiert?

Vielleicht | **Ja**

... schöne Schnappschüsse und aktuelle Eindrücke direkt auf Dein Smartphone bekommen?

Vielleicht

... unterhaltsame Videos rund um das Campusleben ansehen?

Ja

Vielleicht | **Ja**

... kurz und knapp erfahren, was an der Universität gerade läuft?

Du überlegst noch? Eine Community mit über 20.000 Nutzern ist bereits dabei.

Überzeug Dich selbst!

Vielleicht

Ja

#unibielefeld



10 Jahre H1



Das Magazin der Universität Bielefeld H1 feiert seinen 10. Geburtstag. Das Ziel des Magazins war es 2006 und ist es auch heute im Jahr 2016, ein umfangreiches Bild der Universität zu zeichnen. Die meisten Artikel werden von Studierenden verfasst.

Das Cover
der ersten
Ausgabe

→ www.uni-bielefeld.de/h1
Alle Ausgaben zum Nachlesen